

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Asienpredigt	355
Schaffte. Von Carl Jencks	367
Japanisches Tagebuch. Von Lascabio Aearn	373
W. Schaffte an Garcia. Von Gilbert Hubbard	379
Psychologie des Geistes. Von Julius Gärkelin	382
Das Höhlensyndikat. Von Pluta	385
Hof und Dem	389

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Briedenstraße 10.

1905.



Bad-Nauheim

bei Frankfurt a. M.

Frequenz in 1904 = 24 102 Personen (ausschliesslich
Durchreisender)

Bäderabgabe in 1904 = 357 776

Indikationen:

Herzkrankheiten,

Gicht,

Rheumatismus,

Frauenkrankheiten,

Skrophulose,

Nerven- und Rückenmarks-
leiden.

Kurmittel:

Badekur,

Trinkkur,

Inhalatorium,

Gradierbauten,

Heilgymnastik und Massage,

Röntgen - Kabinett.

Bezug der

Trinkquellen

durch den

Staatsquellen - Versand

der Gebrüder Kothny

Bad - Nauheim.

Bad - Nauheimer

« Badesalz- und »

Mutterlauge - Versand

durch

Grossh. Salinenrentamt

Bad - Nauheim.

Prospekte in allen Sprachen

== gratis und franko. ==

Grossh. Kurverwaltung

Bad - Nauheim.

Aeltestes und berühmtestes Bad für Herzkrankheiten.



Berlin, den 4. März 1905.

Fastenpredigt.

Kinder, sagte der Wirkliche Geheime, Kinder, eigentlich sind wir nun blank. Die großen und — hol' mich der Teibel! — produktiven Gedanken bis auf den letzten Faden verbraucht. Was nachkommt, ist Flotte; deshalb im ehrenwerthen Reichstag Stunden lang die ungemein nützliche, ungemein noble Schimpferei auf den Flottenverein, der sich schließlich doch pro patria schindet und für den von sämtlichen vorhandenen Excellenzen sich keine stramm ins Zeug zu legen wagt. Und ein Bißchen Armeeslickwerk. Sonst nichts in Sicht. Außen? Mittelmeerfahrt unter mitteleuropäischem Friedensgebimmel; moralische Eroberungen in Vigo, vielleicht auch in Lissabon und den umliegenden Mittelmeerdörfern. Mit England, trotz dem Civillord Lee, treue Freundschaft; bis auf Weiteres und auf beiden stammverwandten Seiten mit gleicher Aufrichtigkeit empfunden. Umständliche Erwägungen, ob Frankreich durch offizielle deutsche Beteiligung am Gordon Bennett-Rennen endgiltig zu gewinnen ist. Im Osten autocratie mobile; da der Kolos im besten Fall manches Jährchen verschmaufen muß, reißt bei uns Alles, was sich für viefig schlau hält, schadensfroh die Hände. Auch in Oesterreich, denkt man, kocht das Töpfchen vorläufig noch nicht über. Die sprachlich zerrissene Armee ist zwar noch 'nen ganzen Brocken werthloser; aber wir machen ja à tout prix in Frieden. Der Aerger über die (allzu auffallende) Auszeichnung des Bulgaren wird sich legen, wenn sie drüben erst merken, daß nichts dahinter steckt. Waren aus dem schwarzgelben Häuschen. Rette Freunde, hieß es; haben die Welt vor sich und wollen uns arme Schächer, während wir, dank Kossuth, in der Linde sitzen, rasch durch Handelsverträge und Bevölkerung Ferdinand's nun auch noch um den fetten Balkanhappen, unseren

legten Trost, bringen. An der Donau gute Menschen und schlechte Musikanten, die noch immer nicht wissen, daß bei uns solche Sachen keine ernsthaften Konsequenzen haben, nur auf dekorative Wirkung gearbeitet sind. Strohfeuer und Bengalflammen. Aber lichterloh. Daher auch die Gast, womit der edle Pole Agenor Goluchowski in Berlin für die Ehre der galizischen Landeute intervenirte. Daß Rheinbaben im Landtag den Polaken grausame Unterdrückung der Ruthenen vorwarf, war ja nicht gerade nöthig. Und ein Geriebener ließ, nicht ohne niedliche Bosheit, gleich danach drucken, S. W. habe an den Rand eines Zeitungsausschnittes geschrieben: „Gott bewahre mich davor, mich in die Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen!“ Allright. Gar so schlimm aber war Miquels seliger Erbe (sah Ihr das famose Bild im Kladderadatsch?) nicht entgleist. Primo ist Galizien ein fast autonomes Land, das die Wiener nicht hereinreden, kaum hereinschauen läßt, ihnen ungefähr so fern und un erreichbar ist wie Missouri den Leuten in Washington. Werden Die etwa den Schnabel wehen, wenn ein Minister Edwards im Parlament eine Lyncherei tadelnd vermerkt? Nicht dran zu denken. Secundo hat unser Finanzminister (den Bülow's Rednerforber nicht ruhen läßt) nur wiederholt, was in Sembratowicz's Schriften hundertmal behauptet und bewiesen worden ist: daß die Polen im Interesse ihrer Parteiwirthschaft die ältere und höhere Kultur der Ruthenen mit nicht sehr sauberen Mitteln zu vernichten suchen; und deshalb keinen Grund zum Gebrüll haben, wenn ihnen in Posen geschieht, was sie in der alten ruthenischen Stadt Lemberg selbst dem jetzt schwächeren Stamm zufügen. Ueber innere Verhältnisse des verbündeten Reiches und Preußens ist im wiener Reichsrath und im galizischen Parlament Kergeres geredet worden, ohne daß wir deshalb eine Lipperisfirten. Allerdings herrscht in Galizien der Polenklub, dessen Mitglied Pan Goluchowski ist. Der Parteimann, nicht der Minister des Auswärtigen, hat in Berlin beruhigende Aufklärung erbeten. Der Auswärtige hätte sich erinnern sollen, daß ein Dzieduszyci (aus der polonisirten ruthenischen Grafenfamilie, die nun im Polenklub mitregirt) in einem Buch über die geschichtliche Entwicklung des polnischen Patriotismus selbst zugegeben hat, auf die äußere Politik Oesterreichs habe die Polenmacht nicht günstig eingewirkt. Auch jetzt, bei der „Anfrage“, nicht. So winzig die Geschichte ist: gut wirkt sie, entre alliés et amis, nicht; namentlich nicht nach außen. Wir haben im innig verbündeten Reich nun die Tschechen, Polen, Klerikalen und die immer rabbiater werdenden Magyaren gegen uns; sammt den kleineren Völkerschaften. Wenn wir auf diese Stütze rechnen müßten, ließen wir uns besser noch heute mit den Sterbesakramenten versehen. Daß der schöne Paul Gautsch (Stremayr hörte nie

auf, über die unglaubliche Karriere seines Durchschnittspräsidenten zu staunen) die Sache mitmacht, ist das Wunderbarste. Verlangt Der auch von uns Kniebeuge vor der nationalpolnischen Idee? Beide hätten den Athem angehalten, wenn nicht die wüthende Angst vor dem Plan einer Balkanerkletterung entstanden wäre. Gute Gelegenheit, aufzumucken; furchtlose Selbständigkeit zu markiren. Was für Wigblätter: Ferdinands wegen kriegt Rheinbaben eine Nase. Hinter Bodenbach wird trotzdem kein Blut fließen. Draußen bleibt Alles im Loth. Und drinnen? . . . Erst mal mit Grünhäuser die Zähne putzen.

Wir sind blank; und hatten ein Glück, dessen Umfang auf keine Kuhhaut geht. Der Kanal war nur um den Preis höherer Agrarzölle zu haben, die wieder nur durchgesetzt werden konnten, wenn Rußland windelweich war. Alles prompt erledigt. Wir hatten zunächst zwei schlechte Kanalprojekte vorgelegt; schlechte: denn wir zogen sie ja selbst zurück und brachten ein drittes. Kein Mensch tadelt uns. Trotzdem wir die Landräthe weggejagt hatten, die den von uns später abgethanen Plan nicht mit Hurra annehmen wollten. Daß die Sache technisch unzeitgemäß ist, der Kanal im Winter zufriert, in heißen Sommern kein Wasser hat, Ausbau und verständige Ausnützung unseres Eisenbahnkörpers zehntausendmal besser wäre: davon redet Niemand. Es ist erreicht. Wenn die Provinzen nicht etwa, uns zum Heil, das nöthige Kleingeld verweigern, geht's los; und das Mittelstückchen Magdeburg-Hannover kommt dann, wie jedes dicke Ende, nach. Prosit die Mahlzeit! Eines schönen Tages wird man sich an den geehrten Kopf fassen und fragen, ob es parlamentsmenschenwürdig war, immer nur über die Frachttarifmöglichkeiten und die Wirkung des Schlepptomopols zu schwagen und die Hauptsache im Dunkel zu lassen: Ist's technisch heute noch rationell? Na, ich hoffe auf die Sparbarkeit der Provinzialverbände und habe meine Cementaktien während des ersten Nummels verkauft. Jedenfalls sind ein paar Zährchen angenehm verplempert. Auch (im Reich) mit der Zollgeschichte. S. W. wird von Alledem freilich nicht gerade entzückt sein. „Meine Regierung und ich sind fest und unerschütterlich entschlossen, den großen Mittellandkanal zu bauen.“ Das war 1890; und 1905 ist der große Mittellandkanal fürs Erste mal verschwunden. „Ich glaube, daß die That, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist. Ich bin überzeugt: nicht nur unser deutsches Vaterland, sondern Millionen von Unterthanen der anderen Länder, die mit uns bei dem großen Zollverband stehen, werden dereinst diesen Tag segnen.“ Das war Ultimo 1891; und 1905 ist mit der rettenden That, mit einem der für Mit- und

Nachwelt bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse aufgeräumt, der „Denk- und Markstein“ Capriolo umgestoßen und ungefähr der Zustand wiederhergestellt, den wir vor dem von Millionen gesegneten Tag hatten. Damals wurde der „schlichte preussische General“ Graf; jetzt hat Bülow eine Büste („in Marmor“, wie in dem Handschreiben ausdrücklich mitgetheilt wurde) und Bjadowsky den Schwarzen bekommen. Optimo. Beiden ist die Beförderung zu gönnen. Aber nun, Kinderchen, guck mal fünf Sekunden und eine halbe rückwärts.

Daß wir lesen, durch die neuen Verträge werde die deutsche Industrie in Grund und Boden ruiniert, wundert mich nicht. Lesen wir schon anno 79 und dann bei jeder Zollerhöhung. Der Industrie ist's trotzdem immer besser gegangen. Deren Wohlfinden ist überhaupt nicht annähernd in dem Maß mehr von Zollsätzen abhängig, wie man bei uns schreit. Die kann sich frei bewegen, sich in den Ländern festnisten, in die der Import schwierig wird; und ist dann ganz froh, wenn diese Länder sich durch hohen Zoll gegen das Ausland absperren. Lest die Denkschrift über die Entwicklung der Ruissischen Maschinenbaugesellschaft Hartmann in Lugansk. Vor neun Jahren Felder, auf deren dürftigem Steppengras Vieh weidete; und jetzt ein blühendes Unternehmen, dessen Grundfläche mehr als einen Kilometer umfaßt und das Jahresumsätze von zwanzig Millionen Mark macht. Typischer Fall; wenn auch besonders talentvoll. Der Landwirth kann sein Roggenfeld nicht auf dem Buckel nach Zakaterino'slaw tragen. Die Industrie winselt auch gar nicht. Weiß, daß Weltmarktconjuncturen, sogar Eisenbahnjuncturen wichtiger für sie sein können als Zolltarifpositionen. Findet nur, daß, ohne den Landwirth zu schädigen, ihr Interesse an manchen Stellen klüger gewahrt werden konnte (und ist, mir ein Räthsel, trotzdem Herrn Möller nicht böse, der, als Mann für Gewerbe und Handel, doch der Nächste dazu war und die Hände einfach in den mageren Schoß legte). Das Behgeschrei kommt nur vom letzten Fähnlein der aufrechten Cobdeniten. Muster ohne Werth. Die Gotheins werden nicht alle. Natürlich also Vernichtung des Volkswohlstandes, sicherer Ruin, ruppige Bewucherung der Armen; Massenauswanderung und Hungerrevolten unvermeidlich. Dabei Börsenkurse, daß man eine Leiter braucht, um 'raufzulangen. Aber war Jahre lang der Lärm, die Mühe und Arbeit nöthig, um endlich wieder da zu landen, von wo man abgefahren war? Wozu denn die weite Reise, die rettende That, die fünfzehn Jahre lang immer auf hoher See, ewige Schaukelei und dann, ohne den Versuch einer nützlichen Landung, wieder zurück: ein Vergnügen eigener Art ist doch solche Wasserfahrt. Fünfzehn Jahre. So lange quälen wir uns

nun mit diesen Chosen. Kornzoll, Viehzoll, Industriezoll. Verwenden den Haupttheil der Kraft darauf. Und sind nun so klug als wie zuvor. Die Rede, die Posadowsky vor Thorschluss über seine Verträge hielt, war vielleicht das Beste, was seit Bismarcks Abjagung im Reichstag gesagt worden ist; kurz und gedankenvoll; die Rede eines Staatsmanns und philosophischen Kopfes, der die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten der Entwicklung erkennt. Schade nur um den verthanen Aufwand. Auch in anderen Ländern macht man Zollgesetze und Handelsverträge; glaubt aber nicht, daß von ihnen das Heil der Nation abhängt. Weder im moskowitzischen Khanat noch in der Republik der Rouvier und Laurès (die, trotz Radikalismus und Sozialismus, das Märchen von der verwüstenden Wirkung hoher Getreidezölle schlankweg auslachen). Nirgends. Man sucht das Mögliche herauszuschlagen und weiß, daß der Nabel, von dem das Heil sich loswinden soll, anderswo sitzt. Nur bei uns zu Land ist man noch so blöthdumm; nur bei uns auch vertritt fast die ganze hörbare Presse das Interesse der Händler, die, einerlei, woher und wohin, nur immer Baaren bewegen wollen. Daß Chamberlains Gedanke siegt und das Greator Britain sich ungefähr so, wie erträumt, zusammenschließt, ist sicher. Und wirtreiben Pfennigsucherei, haltens für was Enormes, ob der Zoll ein Bißchen höher oder niedriger ist, und rackern uns dreimal fünf Jahre lang ab, um endlich wieder auf den alten Fleck zu kommen, von dem uns nur eigene Laune vertrieben hatte.

Die Verträge werden den Weltlauf nicht ändern. Auch den Grundbesitz nicht retten; nur das Tempo des Niederganges verlangsamen. Grob zu verdienen ist da nicht mehr; sonst hätten wir längst Agraraktiengesellschaften. Die Viehzölle, auf die der gute Poddbielki (Agrarpod mit Podagra) nicht ohne Grund so stolz ist, sind wichtig, gerade auch für den geliebten kleinen Mann; die auf Feldfrüchte nicht viel mehr werth als Morphiuminjektionen, die den Schmerz stillen. Und darum Räuber und Mörder! Fünfzehn Jahre lang. Hat sich nicht Alles um den Punkt gedreht? Die ganze Politik. Wenn man sämtliche darüber gedruckte Reden zusammenbinden ließe, würde die Sache beliebter als der Talmud und die Romane von Ponson du Terrail. Wäre 1890 nicht das Bedürfniß nach neuen Denk- und Marksteinen entstanden: der ganze Zauber blieb uns erspart; und eine Menge besser verwerthbarer Energie. Regiren ist eben längst keine Kunst mehr. Das Lustigste hat uns aber die letzte Phase gebracht. Zolltarif. Unerhört. Darf nicht geduldet werden. Finis Germaniae. Hannibal bei den Puppen vor dem Brandenburger Thor. Liebe Leute, rief man den Lobenden zu, der Tarif soll und wird ja nie gelten, hat nur den Zweck, uns zu anständigen Verträgen zu helfen; regt Euch also nicht länger auf.

Alles umsonst. Obstruktion. Spektakelfzenen. Bruch der Rechtsordnung. Schnödester Landesverrath. Schon wird im Seniorenkonvent erörtert, ob man nicht für tobsüchtige M. d. N. Gummizellen einrichten müsse. Denn wie solls erst werden, wenn die fertigen Handelsverträge ins Haus kommen? Sieben Verträge, tausend diekutable Bestimmungen: daran kann die Obstruktion, ohne brutal zu werden, ein Jahr lang knabbern. Fällt ihr nicht ein. Kaum liegen die Verträge auf dem Tisch des Hauses: da sind sie auch schon angenommen. Niemand wehrt sich ernstlich; Don Gothein verstümpert vor einem Häufchen erheiteter Reichsboten Bambergers alte Reden und ein paar rostige Böller salutiren den Rückzug. Eine Prämie Dem, der mirs erklärt. Um den Tarif, der auf dem Papier bleibt, so viel Lärm; und nicht das kleinste Scharmügel um die Verträge. Sind sie so fürchterlich, wie jeder bürgerliche und sozialistische Demokrat behauptet, dann mußte man doch Kopf und Kragen dran setzen, ihre Sanktion durch den Reichstag zu hindern. Und sind sies nicht, dann war der lange und grimme Tarifkampf so ernst zu nehmen wie die Leistung der Klippjöhler, die auf der Strafe Räuber und Stadtsoldat spielen.

Nach Neun ist Alles aus. Neugierig bin ich aber, was wir nun anfangen werden. Ueber Kanalfronde, Exportnoth und Buchertarife kann man fürder keine Reden halten noch Artikel schreiben; von dieser schönen, freundlichen Gewohnheit des Wirkens muß geschieden sein. Was kommt jetzt? Das Repertoire ist abgespielt. Weit in Afrika drüben haben wir zwar einen Krieg. Der bekümmert aber keinen braven Deutschen. Offiziere und Mannschaften führen ein Hundeleben und mancher Mutter Sohn verschmachtet im Busch: zu Haus will man nichts davon hören. Daß die Chorknaben zum Domweihfest rothe Uniformröcke bekommen haben, ist auch wichtiger als die Hererobagatelle, die uns viele tüchtige Kerle und zweihundert Millionen kostet. Und sonst? Für die Militärs pensionen ist oben die Temperatur kühl; und die Schwadronen, das neue Geschütz und die Kähne werden bald durchgesetzt sein. Natürlich mit der nöthigen Flötenmusik. Friede for ever. Meinetwegen. Wenn mans draußen nur glauben wollte. Schon lange nicht mehr. Wozu, heißt in London, braucht der peacemaker denn so viele Schlachtschiffe? Schutz des Handels? Faule Ausrede. Lehren des ostasiatischen Krieges? Gepolstertes Wellblech; die Japaner mußten eine starke Flotte haben, weil sie die Herrschaft über Ostasien erstrebten. Ihr aber behauptet ja stets, saturirt zu sein. Seids aber nicht. Da Euch jährlich eine Million Menschen zuwächst, braucht Ihr Raum; und wer Raum braucht, muß, wenn das lohnende Kolonialland vergeben ist, Krieg führen. Schelde- oder Themsemündung, holländische oder britische Kolonien: Ihr sagt

selbst, daß Eure Zukunft auf dem Wasser liegt. Nach der Doggerbankgeschichte fielen in einem schlesischen Jagdrevier Worte, die bis über den Kermelfanal drangen; und es waren nicht die ersten dieser Art. Die Bettlern wissen Bescheid. Sind fest überzeugt, daß Lord Arthur Lee Recht hatte, als er sagte, von der Nordsee her drohe die Hauptgefahr; überzeugt, daß wir nur warten, bis der Arm stark genug ist, um nach dem Dreizack zu greifen. Je eifriger wir uns gegen solches Trachten verwahren, desto sicherer sind sie ihrer Sache. Und wirklich können nur liberale Kindselöpfe plärren, ein „absurderer“ Krieg sei nicht denkbar als der zwischen Deutschland und Britannien. Kein anderer ist in Europa halb so wahrscheinlich. Zwei Völker, die einander von Jahr zu Jahr leidenschaftlicher hassen (Barclay-Limonade und andere Reklametränken helfen dagegen nicht) und von denen eins das andere an der gefährlichsten Flankenstelle bedrängt: eines Tages wird man hier oder drüben die Kraftprobe versuchen. Aßern, zu behaupten, ein paar Zeitungen hätten den ganzen Gegenfuß geschaffen. Er bleibt nur noch halbwegs latent, weil wir uns fast immer im Klee grün machen, uns, zum Beispiel, in Afrika die unverschämteste Begünstigung der rebellischen Nigger gefallen lassen. Gerade jetzt zu entschuldigen; Rußland ohne Flotte, England mit Frankreich ad hoc verbündet, kann Küste blokieren: ziemlich böse Situation. Nur soll man sich nicht einbilden, daß die londoner Leute nicht hören, was die Glocke geschlagen hat. Also nicht jeden Tag den Delzweig schwenken, sondern ruhig sagen: Wir müssen für alle Zukunftsmöglichkeiten gerüstet sein und werden, wenns nicht zu vermeiden ist, auch den Konflikt mit lieben Verwandten nicht scheuen. Das imponirt mehr als alles Geflöte. Und dann ließe sich auch zu Haus eher über die neuen Rähne reden. Einmal muß der Kape doch die Schelle angehängt werden. Jetzt wirkt die Agitation wie Kinderei. Wird aber so weitergehen. Die Maßgebenden haben Nerven, die ihnen nur gestatten, die guten Gelegenheiten zu verjäumen.

Was kommt also? Populus will doch, wie andere Majestäten, unterhalten sein. Sozialpolitische Kurversuche reichen nicht. Was wir von der Sorte jüngst erlebt haben, hat mir übrigens den Appetit für eine Weile verdorben. Im Amt galt ich als ein Kothier. Die Art aber, wie man jetzt, oben und unten, den Strife im Ruhrgebiet behandelt hat, ging über die höchste Hutschnur.

Zwei Kindereien muß man wegschieben, ehe man ernsthaft über die Sache spricht. Die Zechenbesitzer riefen, das Schlimmste, das Unverzeihliche sei der Kontraktbuch. Die Arbeiter (und mit ihnen Alles, was sich à la mode maskirt hatte) schrien, ein unsühnbares Verbrechen sei, daß die Unternehmer nicht mit den sieben Vertrauensmännern verhandeln wollten. Wer sie gehört

alle Beede, lacht über so thörichte Rede. Wenn die Arbeiter den Vertrag nicht brechen, sondern kündigen, haben die Besitzer Zeit, für Ersatzbelegschaften zu sorgen, und die Aussicht, den Streife zu gutem Ende zu führen, ist höllisch gering. Ohne Kontraktbruch giebt's keinen wirksamen Lohnkrieg. Immerhin hatten die Zechenherren Grund, böse zu sein; was würde man sagen, wenn sie den Kontrakt brächen und über Nacht einen lockout verfügten? Außerdem ist's nicht so leicht, aus der Weltanschauung des status sich in die des contractus (nach der Unterscheidung des Rechtshistorikers Sir Henry Sumner Maine) zu gewöhnen. Der Grubenherr soll nicht thun dürfen, was ihm beliebt, nicht sagen dürfen: Wer mit meinen Arbeitsbedingungen nicht zufrieden ist, mag sich den Abkehrschein holen. Soll verpflichtet sein, über die Angelegenheiten seines Werkes mit fremden Leuten zu verhandeln, von denen er nur weiß, daß sie seit Jahr und Tag gegen ihn agitiren, seine Leute wider ihn aufwiegeln. Die soziale Evolution will's; aber ganz einfach ist's nicht. Und Hunderte unter Denen, die an Kirdorf und Stinnes kein gutes Haar ließen, würden anders denken, wenn ihnen, weil sie eine neue Tischzeit eingeführt hätten, die Vertreter der organisirten Dienstmädchen auf die Bude rückten und prohten: Mit uns, nur mit uns muß über die veränderte Arbeitordnung verhandelt werden! An der Ruhr haben die Herren geantwortet: Wir wollen mit unseren Arbeitern verhandeln, aber nicht mit Euch; denn erstens hat die Erfahrung gelehrt, daß die Arbeiter Euch nicht immer folgen, und zweitens erkennen wir die Kontraktbrüchigen nicht als eine Großmacht an, die mit uns durch Botschafter verkehren kann. Richtig oder falsch, klug oder unklug: wesentlich war diese Entscheidung nicht. Sie sollte vor allen Dingen „das Gesicht wahren“, wie die jetzt so heiß bewunderten Ostasiaten zu sagen pflegen. Denn die Zechenbesitzer forderten, gleich nach der Weigerung, die sieben Männer zu empfangen, die Regierung auf, durch eine gründliche Untersuchung festzustellen, ob die vorgebrachten Klagen berechtigt seien. Sie wollten also vor einer unparteiischen Instanz (einer, die sie damals für unparteiisch hielten) verhandeln. Der Effekt wäre der selbe gewesen. Der Wunsch, die Autorität nicht ins Bankrott kommen zu lassen, hat die Herren geblendet. Die liberalsten Stadtväter hätten auch nicht anders gehandelt. Und jedenfalls lohnt weder der Kontraktbruch noch die Weigerung, mit den Sieben zu verhandeln, die Mühe langer Betrachtung.

Die Gewerkschaftsführer hatten energisch vom Ausstand abgemahnt; sie hielten ihn für so hoffnungslos, daß aus ihrer Reihe der Ruf kam: „Wer zum Streife rät, ist ein Schuft!“ So hätten sie nicht gesprochen, wenn der Ausstand ihnen als die unvermeidliche Folge einer allgemeinen Nothlage erschienen

wäre. Das war er nicht. Wahrscheinlich gab's genug Uebelstände und Beschwerden; die durch das Anwachsen der Belegschaften bedingte Verlängerung der Seilfahrt, die Qualen der Wurmkrankheit, manchen Mißbrauch des Rechtes, Wagen zu nullen, mitunter gewiß auch schlechte Behandlung. Gerade auf der Zeche Bruchstraße aber, wo es (bei Stinnes) am Schlimmsten hergegangen sein sollte, hat die untersuchende Kommission festgestellt: „Irgendwelche Zustände, die als allgemeine Mißstände für die Arbeiterschaft bezeichnet werden könnten, sind nicht erwiesen. Die wenigen einzelnen Beschwerdepunkte, die auch nur zum Theil als erwiesen angesehen werden können, stehen in keinem Verhältniß zur Zahl und zur Art der Belegschaft, die insbesondere seit Jahresfrist als zusammengewürfelt bezeichnet werden muß, und zu dem Zeitraum von vier Jahren, aus dem Beschwerden erhoben werden konnten.“ Ungefähr so sprechen alle Untersuchungsprotokolle (die der Kritiker doch kennen müßte). Verzweiflung trieb also nicht zum Strike; und zu gewinnen war er nicht. Im Ruhrkohlenrevier wurden im Jahr 1903 fast 299 Millionen Mark Lohn gezahlt. Um die Ausständigen mit ihren Familien nothdürftig zu ernähren, wären wöchentlich anderthalb bis zwei Millionen nöthig gewesen. Keine internationale Solidarität kann solche Summen liefern. England gab reichlich, die französischen und belgischen Kohlenräuber beschloßen, während der Strikezeit keine Ueberschichten (*longues coupes*) zu machen, und in ganz Deutschland wurde gesammelt. Ein Tropfen auf den heißen Stein. Sobald die Lohnzahlung (im Bergbau sind die Fristen dafür sehr lang) aufhörte, mußte der Strike enden. Auch war die Zeit schlecht gewählt. Alle verständigen Werkleiter sichern sich vor Einstellung der Schifffahrt Lager, die bis in den März vorhalten. Nur die größten Konsumenten machen eine Ausnahme. Eine allgemeine Kohlennoth war also nicht zu fürchten. Aus eigener Kraft hätten die Arbeiter nichts erreicht. Da half ihnen die königlich preussische Staatsregierung. Einen Augenblick wehte oben ein böser Wind gegen die Strikenden; einen Augenblick nur. Die rheinisch-westfälischen Industriellen sind in Berlin nicht mehr beliebt. Hartköpfig, gar nicht fürs Dekorative, eher mit einem Stich ins Demokratische. In der Kieler Woche nicht zu sehen; weder Nennychten noch Bruntautomobile (die sich so gut zu Stiftungen eignen); nicht einmal Kirchenbauwerklein von ansehnlicher Höhe; keine „Opferfreudigkeit“. Schon 1889 fielen im Kronrath harte Worte über sie. Und jetzt ist's Herrn Möller und seinen Affiliirten gelungen, sie als Leute hinzustellen, die sich dem Staatsinteresse entgegenstemmen und nur an ihren Säckel denken. Rache für Hibernia! Menschen, die sich ihr Eigenthum nicht hinterrücks wegnehmen lassen, gelten heute als Verbrecher

und die Schutzorganisation, die sie sich in der Nothwehr schaffen, bekommt den Ekelnamen „Trupptrust.“ Allerneuſte Mode. Vor einem Jahr wäre die Sache anders verlaufen. Kleinkalibrige hätten die Strikbrecher beſchützt und alle Räder der Maſchine für die Autorität, die Ordnung gearbeitet. Seht war bald zu merken, wie der Haſe lief. Der offiziöſe (eigentlich: offizielle) Lokalanzeiger brachte Berichte, die mit ziemlich den ſelben Worten auch im „Vorwärts“ ſtehen konnten. Die Regierung nahm beinahe offen für die Ausſtändigen Partei und ließ, ehe ihre (viel zu lange verſchleppte) Unterſuchung noch begonnen hatte, verkünden, ſie werde die Bewilligung aller wichtigen Forderungen der Arbeiter durch Geſetz erzwingen. Vor der Unterſuchung, deren Zweck doch ſein ſollte, feſtzuſtellen, ob beträchtliche Mißſtände vorhanden ſeien. Thut nichts. Kirdorf muß gekirrt werden. August Thyſſen ſoll erfahren, daß er in Berlin keinen dickeren Stein im Brett hat als in Oldenburg. So kam, daß durch einen Strike, der den Sozialdemokraten ſelbſt hoffnungslos und ſchon anfangs verloren ſchien, Alles erreicht wurde, was zu erreichen war.

Den Arbeitern gönne ichs; würde ihnen noch viel mehr gönnen. Mir iſt nur zweifelhaft, ob die löbliche Staatsregierung gut daran thut, ſo ſichtbar auf Strikes Prämien zu ſehen. Ob ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nicht war, wenn ſie ſo Vieles reformbedürftig fand, die Bergbehörde früher eingreifen zu laſſen. Dann wäre der Strike wahrſcheinlich vermieden und dem Nationaleinkommen ein Ausfall von hundert Millionen Mark erſpart worden. Und hatte man ſchon ſo lange gewartet, dann mußte man auch noch das Ergebniß der Unterſuchung abwarten, ſtatt ins Blaue Geſetze zu machen. Seht ſoll, zum Beiſpiel, verboten werden, Zechen ſtillzulegen; trotzdem (ſelbſt vernünftige Sozialdemokraten, wie der Abgeordnete Galwer, geben es zu) eine rationelle Betriebsart, die ſich in ſchlecht rentirenden Zechen nicht lange aufhält, ſolche Maßregel fordert. Gäbe es nur die Möglichkeit, auf ſchlechtem Boden die Landwirthſchaft ſtillzulegen! Mich geniren die neuen Geſetze ja nicht; ich habe weder Bergrechte noch Kohlenaktien. Aber das liebe Preußen hat wieder eins ſeiner Fundamente gelockert. Republiken mit ſozialiſtiſchen Miniſtern (Millerand) ſogar haben die Strikeluſt nicht mit ſolcher ſchönen Offenheit herausgefordert. Ich fürchte, es geht wie mit den Handelsverträgen: in ein paar Jahren weht aus Oſten ein anderer Wind, alles jezt Gewährte wird mühsam zurückgenommen und wir hören wieder die bielefelder Tonart.

Grund zu gerechter Klage haben die Zechenbeſitzer. Herrgott: was iſt über die Leute gedruckt worden! Tyrannen, Progen, Blutsauger; fettgemäſtete Müßiggänger, die ſich am Elend ihrer Sklaven weiden. Alldeuſchland war im Urtheil einig. Vornan natürlich die Zeitungmacher, deren Brothherren ja

jeden Tag bereit wären, mit einer ihnen feindlichen Organisation über redaktionelle Einrichtungen inter pares zu verhandeln. Die Ruhrmänner sind gewiß keine Engel; ich traue Einzelnen sogar zu, daß sie durch Schroffheit den Strike, der nicht zu vermeiden schien, beschleunigt haben, um ihn zu günstiger Zeit, vor dem Frühjahr, mit allen erdenklichen Gewinnchancen durchzusetzen und sich Ruhe zu schaffen. Kluge Arbeiter machen eben so; à la guerre comme à la guerre. Doch von ihrem Standpunkt aus haben die Herren (man wagt kaum noch, es auszusprechen) sehr anständig gehandelt. Nicht kleinlich, nicht rachsüchtig, nicht knickerig. Sie konnten den Strikenden den Lohn für sechs Schichten als Strafgeld einbehalten und haben's nicht gethan. Sie konnten, als die Belegschaften wieder anführen, die Hauptführer mit allerlei Schikanen ärgern und thaten das Mögliche, um die Wiedereinstellung der Leute zu erleichtern. Noch während des Ausstandes bewilligte die gelsenkirchener Gesellschaft eine halbe Million „zu Unterstützungszwecken, weil wir damit rechnen müssen, daß nach Beendigung des Ausstandes in den Kreisen der Arbeiterfamilien ein außergewöhnlicher Nothstand eintreten wird, der unsere thatkräftige Unterstützung unbedingt erforderlich macht.“ Mitten im Krieg, während die Beschimpfungen hagelten wie in Port Arthur die elzölligen Geschosse. Herr Hugo Stinnes, der Geschmähteste, hat für die Belegschaft seiner Gruben schon dreißigtausend Mark als Nothstandsunterstützung gegeben. Ueberall werden Vorschüsse gewährt. . . Die vereinigte Demophilie hat nicht daran gedacht, daß eine Stunde, um die 250000 Bergleute die Arbeitszeit verkürzt wird, im Jahr etwa zwanzig Millionen kostet, also den Kohlenbesitz und seine Steuerkraft um vierhundert Millionen entwerthet. Und Sankt Piskus ist doch auch Kohlenbesitzer. Auf der Hintertreppe sind solche Sachen eben nicht zu erledigen. Sehr bequem, auf anderer Leute Kosten den freigiebigen Volksfreund zu spielen. Wir Alle wissen, daß Preisdrückerei den Lohn des Arbeiters schmälert, und suchen trotzdem so billig zu kaufen, wie's irgend geht. Pharisäer und Heuchler! Die verlästerten Ruhrtyrannen sind Menschen wie andere auch. Menschen, die sehr hart arbeiten, meist, wie der alte Thyssen und der junge Stinnes, kein anderes Vergnügen kennen als die Arbeit und gar nicht auf Progenfuß leben. Und die — Das ist die Hauptsache — fürs Allgemeine was leisten. Von Kirdorf hat Schmoller im Herrenhaus gesagt, er sei nicht nur ein genialer Geschäftsmann, sondern auch ein Politiker von weitem Blick. Thyssen hat sich durch eigene Kraft zum Theilsfürsten von Westfalen, zum Erben Zeromes Bonaparte gemacht. Wenn sie mit dem vierunddreißigjährigen Hugo Stinnes verhandeln sollen, wird den feinsten berliner Bankmännern um Kopf und Busen bang. Diese Vergkönige sind doch von noch anderem Kaliber als Ballin und

ähnliche Paiseurs. Für höhere, für die höchsten Löhne und die kürzeste Arbeitszeit sind wir Alle; kein Wunder: wir brauchen, wenns ans Zahlen geht, nicht in die Tasche zu greifen. Aber quid post? Wenn die kleineren Zechen auch unter Syndikatschutz (der seine natürlichen Grenzen hat) nicht mehr vorwärts können, werden Tausende brotlos. Und wenn ein Eisenkopf wie Stinnes-Deutsch-Luxemburg und Luise Tiefbau (zu der Bruchstraße gehört) rentabel macht, leistet er sozialpolitisch Nüchlicheres als alle Möllers der Erde. Ausgemergelte Grubenflaven und feiste Kohlenpotentaten: klingt hübsch, ist aber, Gott sei Dank, nicht mehr wahr. Wir sind so arm an Persönlichkeiten, daß wirtüchtige Kerle nicht durch den Schmutz schleifen sollten. Wozu haben wir denn die Russen? An ihnen können wir uns doch con amore austoben. Wladimir Alexandrowitsch: ein Massenmörder; dabei lag der gute Generalissimus, als in Petersburg geschossen wurde, krank im Bett und erfuhr von dem Epiphaniensjammer erst, als längst Alles vorbei war. Sergeij Alexandrowitsch: ein halber Menschenfresser und ganzer Knabenschänder, der deshalb auch in der unglücklichsten aller Ehen lebte; dabei kannte den fanatisch frommen Großfürsten, der als Politiker nichts taugte, in unserem stillen Darmstadt jedes Kind und jeder Ladenverkäufer und Alle konnten in dieser Enge kontrolliren, daß er mit seiner Elisabeth ganz altmodisch glücklich war. Macht nichts; die Bande kann gar nicht schwarz genug angepinselt werden. Unter einem runden Duzend Tatarennachrichten pro Tag thun wirs nicht; auf die haben wir ein heiliges Recht. Wenn ein Dichter verhaftet wird (nicht etwa, weil er als Literat was Brenzliches von sich gegeben, sondern, weil er in Kriegszeit die Offiziere öffentlich zur Gehorsamsweigerung aufgefordert hat), unterzeichnen Alle, die ihren Namen gern gedruckt sehen und zu Haus nicht das Maul aufzuthun wagen, Entrüstungadressen; denn in civilisirten Ländern, namentlich bei uns, würde ein solcher Poet ja auf dem Kapitol gekrönt. Der Zar ist weit. Also kann man sich ohne Risiko ausjuchimpfen. Und da wir unsere Nase in Alles stecken und, ohne eine Ahnung von den Zuständen und Bedürfnissen fremder Länder, jede Gelegenheit zur Blamage reichlich ausnützen, könnten wir gegen die Landsleute wenigstens gerecht sein.

... Also sprach der Wirkliche Geheime. Hand ringsum Alles höchst sündhaft und predigte Buße; als sei die Hebdomas Magna schon angebrochen. Die ihm zuhörten, schüttelten die Köpfe. Erstens sind noch vier Tage bis zur Haselnacht, der carrus navalis wird noch durch die Straßen geschoben und Schlauraffen und Naragonier herrschen mit Zug und Recht. Zweitens trinkt er ganz munter Rosel, glaubt also selbst nicht, daß schon die Fastenzeit kam. Und drittens sagt ein moderner Mensch, der in die Welt paßt, nicht, was Keiner hören will. Niemals.

Schaeffle.

Von den drei berühmten Soziologen ist Schaeffle schon aus dem Grunde für den bedeutendsten zu halten, weil er den sozialen Körper, der zu beschreiben ist, dessen Funktionen und Lebensgesetze aufgezeigt werden sollen, genau kennt. Herbert Spencer wäre, von Comte gar nicht zu reden, sicherlich nicht, wie Schaeffle, im Stande gewesen, ein brauchbares Finanz-, Hypotheken-, Börsen- oder Kirchengesetz auszuarbeiten. Dessen Wissen in Chemie, Zoologie, Biologie war vielleicht nicht ganz so umfangreich wie das des Engländer's. Doch der Werth dieser Wissenschaften für die Erkenntniß und die Behandlung menschlicher Verhältnisse wird von den Biologen sehr überschätzt; und gerade Schaeffle hat die Bedeutung des Darwinismus für die Sozialwissenschaft klarer und richtiger erkannt als irgend ein Anderer. Diese, sagt er einmal, habe es nicht nöthig, „sich von Streifpatrouillen der Zoologie Bestialität diktiren zu lassen. . . Wir verwerfen nicht die sozialwissenschaftliche Gültigkeit der Selektionlehre, behaupten vielmehr, daß die soziale Welt der historisch bekannten Civilisation das einzige Gebiet ist, für das die Wahrheit der Auslese durch den Daseinskampf sich als Tatsache erweisen, nicht nur als Vermuthung glaublich machen läßt.“ Und während Spencer die Reformen, mit denen sich England aus seinen gräßlichen politischen und sozialen Zuständen in den letzten fünfzig Jahren herausgearbeitet hat, leidenschaftlich bekämpfte — als Freiheitbeschränkungen —, hat Schaeffle, abgesehen von seiner unmittelbaren Theiligung an den politischen Kämpfen und an den Staatsgeschäften, auch mittelbar durch seine Schriften auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Deutschlands heilsam und kräftig eingewirkt. Am fünfundzwanzigsten Dezember 1903 ist er gestorben; mit seinem Tode war der von ihm vorausbestimmte Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner Autobiographie eingetreten. Sie ist bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin unter dem Titel „Aus meinem Leben“ erschienen. Warum Schaeffle bei Lebzeiten nicht anerkannt werden konnte? Das ist für den Kenner seines Charakters und seines Wirkens kein Geheimniß. Seine Lebensbeschreibung und die darin enthaltenen Urkunden mahnen die Historiographen des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens nachträglich noch die Pflichten der Wahrhaftigkeit und der Gerechtigkeit zu erfüllen, und sie liefern ihnen das Material dazu.

Schaeffle wurde am vierundzwanzigsten Februar 1831 in dem württembergischen Landstädtchen Rürtingen als Lehrersohn geboren. Nach einer in Armut frei und froh verlebten Kindheit und absolvirtem Gymnasium kam er ins tübinger Stift. Als geborener Feind aller Müßerei befreite er sich 1849 durch Theilnahme an dem Freischarlerzuge nach Baden. Die dabei gewonnene Erfahrung hat ihm Verachtung gegen alle Demagogie und Ekel an

ihr eingeflüßt. „Die rothe Demagogie war es damals gewesen; ich habe später gefunden, daß die schwarzen und die weißen Demagogen um kein Haar besser sind.“ Nachdem er eine Weile privatim geschulmeister hat, tritt er 1850 in die Redaktion des Schwäbischen Merkur ein, wo er das Ausland bearbeitet. Dabei studirt er fleißig die Staatswissenschaften und besteht 1855, ohne je eine Fachvorlesung an der Universität gehört zu haben, das Staatsexamen für den höheren Verwaltungsdienst. „Nach meiner Individualität habe ich es als eine besondere Gunst des Schicksals anzusehen, daß die Vollendung meiner Lehrjahre praktisches Referendariat und intensivste theoretische Fachbildung zugleich gewesen ist. Dem Scheuleder der Schulen bin ich dadurch entückt worden und auch entückt geblieben, als ich — nicht weniger als elf Jahre lang — zu meinen Füßen aufmerksame Zuhörer sehen durfte.“ Johann Georg Cotta zog ihn in seinen Kreis, erkor ihn zum Berather für die Oberleitung der Allgemeinen Zeitung und stellte ihm die Deutsche Vierteljahrschrift für wissenschaftliche und politische Abhandlungen ganz zur Verfügung. Aus dem täglichen beruflichen Verkehr erwuchs intime Freundschaft. Schaeffle studirte in dieser Zeit das Leben auch auf Reisen, befreundete sich 1857 in Wien mit österreichischen Staatsmännern, agitierte 1859 gegen Frankreich und wirkte Jahre lang für eine deutsche Vollenkung, für „Herstellung eines großen, zusammenhängenden mitteleuropäischen Verkehrsgebietes, das von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer, von der Ostsee bis zur Adria reichen sollte. Diesen Gedanken habe ich von da an unverrückt bis heute festgehalten.“ Das Ergebnis seiner Wanderjahre, wie er die Zeit von 1855 bis 1860 nennt, ist die antiradikale, antireaktionäre und antipartikularistische Grundstimmung seines späteren Lebens und Wirkens. Sie hat sich schon in seiner ersten wissenschaftlichen Abhandlung, „Abbruch und Neubau der Kunst“, ausgesprochen. Er spricht darin „gegen Zunftbann für Lokalgenossenschaften modernsten Schnittes, bekämpft das Faustrecht des *laissez faire*, *laissez aller*, versteht unter Freiheit genau Das, was der Liberalismus und Individualismus nie damit gemeint hat: die Freiheit jedes Gesellschaftsgliedes in seiner organischen gesellschaftlichen Berufsfunktion, nicht die möglichste Losgebundenheit des Einzelnen vom Staat und allen anderen Gesellschaftsgliederungen, was eine schlechthin antisoziale, Staat und Gesellschaft auflösende Freiheit wäre.“ Doch ist er in zweifelhaften Fällen immer für die Freiheit. Im preussischen Verfassungskonflikt nimmt er Partei für Bismarck und Moon, nicht aus Liebe zu diesen Männern, sondern aus Haß gegen den städtischen Liberalismus und gegen die der Opposition angehörigen Harmoniker der vulgären Nationalökonomie.

Weil während seiner Abwesenheit im Herbst 1859 der „Merkur“ eine franzosenfreundliche Schwenkung macht, giebt Schaeffle seine Stellung auf. Der österreichische Handelsminister von Bruck bietet ihm das Amt eines Mini-

sterialrathes an, das er ablehnt. Helferich, Robert Mohls Nachfolger in der Professur für Staatswissenschaften, empfiehlt bei seinem Abgange Schaeffle, der denn auch den tübinger Lehrstuhl bekommt. Um das durch den Konfessionssturm aufgerregte Land zu beruhigen, hilft er dem Kultusminister Goltzher ein Kirchengesetz machen, das vom König und vom Landtag angenommen wird und das durch Aufrechterhaltung des konfessionellen Friedens die Probe besteht, während in Preußen der Kulturkampf tobt. Von 1860 ab wirkt er wieder für die Zolleinigung, die jedoch an der steigenden Spannung zwischen den beiden deutschen Großstaaten scheitert. In der Schrift über den deutsch-französischen Handelsvertrag urtheilt er von seinem großdeutschen Standpunkt aus: „Mir scheint, daß selbst der Neugothicismus sein Vorgeben des weiteren Bundes mit Oesterreich nicht schon bei dieser ersten praktischen Probe auf handelspolitischem Gebiet in dem Maß Lügen strafen sollte, wie es durch die blinde Vertheidigung dieses Vertrages geschieht. Kämen je die Dinge so, daß der politische engere Verband mit Oesterreich unmöglich würde, so läge auf dem handelspolitischen Gebiet eine versöhnende und entschädigende Ausgleichung.“ Und nach der vollzogenen politischen Trennung schreibt er: „Das Fehlschlagen der Handels- und Zolleinigung zwischen Oesterreich und dem Zollverein erscheint mir als eine der größten Einbußen, die das Deutschtum in Oesterreich und nach dem Orient hin erlitten hat. Nur bei möglichster Verkehrsgemeinschaft konnte der deutsche Einfluß durch seine Kapitalüberlegenheit, durch seine Intelligenz, durch die unwiderstehliche Uebermacht der bedeutendsten mitteleuropäischen Sprache im freien Verkehr rasche und große Eroberungen machen. Das, was mit Hilfe der Amts- und Armeesprache, der Schulpolitik gegen Slaven und Ungarn im besten Fall erreicht werden kann, vielleicht aber gar nicht mehr erreicht werden wird, erscheint mir, neben dem Einfluß, den man mit der Vereitelung der Zolleinigung preisgegeben hat, unbedeutend. Die Einigung war ein deutsches Interesse allerersten Ranges.“

Im Jahr 1861 wird Schaeffle in den Landtag gewählt und arbeitet fleißig in der volkswirtschaftlichen und der Finanzkommission. 1866 fühlt er sich von entgegengesetzten Gefühlen zerrissen. „Wenn der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich Beide schwächte, war das Ausland Herr über Deutschland. Daß Koltke in sieben Tagen die halbe österreichische und dann in sieben Wochen die ganze französische Armee niederwerfen werde, mußte Niemand voraus; und der Bundesbruch, wenn er mißlang, wenn er mit einem zweiten Jena, statt mit einem ersten Sedan, endete, wäre als eins der größten Verbrechen der deutschen Geschichte stigmatisirt worden. Dennoch hatte mich nach den persönlich gemachten Erfahrungen über die Nützlosigkeit der Bundestagsregierungen in Sachen der Bundesreform auch nicht das Geringste auf die Seite der Gründung eines weiteren Mittelstaates der Augustenburger gezogen. Der Bundes-

Krieg Preußens war zwar formell nicht im Recht begründet, aber das Draufgehen bloß für den alten Bundestag erschien mir widerlich.“ In Stuttgart, erzählt er, herrschte „eine Kriegsbegeisterung gegen Preußen, wie ich sie kaum für möglich gehalten hätte. Das Auffallendste war nicht, daß Varnbüler Jedem, der es hören wollte, eine vierzehntägige Militärpromenade nach Berlin in Aussicht gestellt hatte, sondern, daß die Leute es glaubten und daß gerade die Wortführer der Kleindeutschen und des aus dem Nationalverein stammenden Theiles der Demokraten es glaubten. Die Herren, die nach Villafranka zu Preußen hinübergefallen waren (vorher hatten sie den Prinzen von Preußen als den Kartätschenprinzen gehaßt oder zu haßen vorgegeben), die dann, ehe ein weiteres Jahr vergangen war, öffentlich zu Preußen gefleht hatten: Wir lassen Dich nicht, Du nähmest uns denn, und die darum württembergische Bettelpreußen hießen, die dann wieder seit 1870 sich geberdeten, als hätten sie die Franzosen geschlagen und das Deutsche Reich gemacht, — diese Leute, deren Namen zu nennen heute keinen Werth hat und auch künftig keinen haben wird, folgten mit Wuthgeschrei dem Herrn von Varnbüler und glaubten ihm, als er den Preußen sein berüchtigtes *Vae victis* entgegenschleuderte, ohne zu bedenken, daß die Nürnberger Keinen hängen, den sie nicht haben. Es half nicht, wenn man, wie ich dem Hauptredakteur des Schwäbischen Merkur, erklärte, daß eher die Preußen in vierzehn Tagen in Württemberg stehen würden.“ Nach vollendeter Neuordnung ließ er sich ins Zollparlament wählen. Er war Gegner des allgemeinen Stimmrechtes gewesen. Aber die Erfahrung, die er mit diesem Recht machte, fiel doch besser aus, als er erwartet hatte. Weil er als Mitglied des Zollparlamentes einer Einladung zur Hofstafel nicht gefolgt ist, hat ihn der spätere württembergische Finanzminister Riede in seinen von Volklinger herausgegebenen Tagebuchnotizen zum Demokraten gestempelt und noch hinzuerfunden, Schaeffle habe sich in Berlin als Preußenfresser geberdet.

In Berlin traf ihn die amtliche Anfrage, ob er einem Ruf an die wiener Universität folgen wolle. Er nahm dießmal an, nachdem er einen früheren, im Jahr 1863 von Schmerling persönlich an ihn gerichteten Ruf, wie den ihm angebotenen Orden der Eisernen Krone, abgelehnt hatte. Im September 1868 trat er sein Amt an. Man lebte in der Gründerperiode. Schaeffle hielt außer seinen Vorlesungen öffentliche Vorträge über Aktiengesellschaften und über die Arbeiterbewegung. Auch betheiligte er sich an der Gründung des Volkswirtschaftlichen Vereins und dessen Organs, des „Oesterreichischen Oekonomisten.“ Diese Zeitschrift brachte Artikel — nicht aus Schaeffles Feder — über den Türkenloschwindel, die den Baron Hirsch und den Reichskanzler Grafen Beust angriffen. Beust ließ Schaeffle sagen, wenn er nicht vom „Oekonomisten“ scheide, werde das Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet werden. Der Bedrohte antwortete, er denke nicht daran, sich seine Freiheit beschränken

zu lassen; auch überschreite der auswärtige Minister mit solcher Androhung seine Kompetenz. Seitdem war Beust Schaeffles Todfeind.

Die Geschichte seines Ministeriums zu erzählen, überlasse ich den Leuten, denen die Pflicht obliegt, ihre früheren falschen Darstellungen zu berichtigen. Den Leser mögen einige Andeutungen oberflächlich orientiren. Das Bürgerministerium bedeutete die Herrschaft einer doktrinär-liberalen Minderheit über eine aus den Czechen, den Südslaven und den kirchlich gesinnten Deutschen der Alpenländer bestehende Mehrheit, deren Opposition die Gesetzgebungsmaschine zum Stocken brachte. Zugleich war die herrschende Minderheit Kapitalisten- und Gründerpartei. Schaeffle beurtheilte die österreichischen Verhältnisse nach seinen bekannten politischen und sozialen Grundsätzen. Er wollte den modernen Großstaat mit hinreichend starker Centralgewalt, aber in ihm für die Stände, Korporationen, Konfessionen und Rationalitäten so viel Freiheit, wie sich mit der Einheit des Staates verträgt. Insbesondere wollte er für Böhmen eine Erweiterung der Kompetenz seines Landtages, aber nicht eine den Staat auflösende Selbständigkeit, wie sie die Ungarn 1867 erlangt hatten. Graf Dürckheim drängte Schaeffle, die Grundzüge einer Neuordnung Eisleithaniens niederzuschreiben, und berichtete dem Kaiser darüber. Kaiser Franz Joseph ließ am vierundzwanzigsten Oktober 1870 Schaeffle kommen und ihn sein Programm mündlich entwickeln. Zwei Tage danach rief ihn der Kaiser noch einmal, erklärte, daß er nach den ihm vorgetragenen Grundsätzen regiren wolle, und fragte, ob Schaeffle den Grafen Hohenwart für energisch genug halte, ein solches Kabinet zu leiten; und da Schaeffle diese Frage bejahte, erhielt er den Auftrag, das Kabinet zu bilden. Vergebens hob der Professor die schweren Bedenken gegen seine persönliche Betheiligung hervor: er sei Ausländer, als Großdeutscher der berliner Regierung verdächtig, wegen seines Kampfes gegen den Börsenschwindel und für soziale Reformen der zur Zeit noch mächtigsten Partei verhaßt. Auch wies er auf den wahrscheinlichen Widerstand Ungarns hin und bat, zu erwägen, ob man nicht den Systemwechsel verschieben solle, bis der Liberalismus vollends abgewirthschaftet habe. Der Kaiser beharrte jedoch auf seinem Willen und erfüllte Schaeffles Forderung, die Verhandlungen über die Kabinettsbildung im tiefsten Geheimniß zu führen, weil, wenn Beust sofort Etwas davon erführe, das Kind schon vor der Geburt umgebracht werden würde. Das Geheimniß wurde reichlich drei Monate gewahrt. Am fünften Februar 1871 ward das Kabinet Hohenwart-Schaeffle-Habetinet-Zircek ernannt und in Presse und Parlament mit Indianergeheul begrüßt. Der Reichskanzler organisirte — Das ist doch wohl nur in Oesterreich möglich — die Beschimpfung der neuen Regierung und den Widerstand gegen sie, und nachdem die Fundamentalartikel zwischen Schaeffle und den Böhmen vereinbart waren und Neuwahlen für den Reichsrath der Regierung die zum Ausgleich

erforderliche Mehrheit zur Verfügung gestellt hatten, rief Beust die Ungarn zu Hilfe, die, um herrschen zu können, Frieden und Eintracht in Cisleithanien nicht aufkommen lassen wollten. Beust und Andrássy schwapten den guten Kaiser Franz Josef taumelig, Schaeffle konnte den Czechen die gegebenen Zusagen nicht halten und überreichte sein Entlassungsgesuch mit einer Begründung, die dem Kaiser mit höchst unhöflicher Offenheit seine unglaubliche Schwäche vorhielt, und mit ihm trat das ganze Kabinet zurück. Nach der von der Presse in Umlauf gebrachten Meinung wäre Hohenwart ein böser Klerikaler gewesen, der das Deutschtum vernichten, das Reich türkisch den Pfaffen, den Slaven und der Reaktion ausliefern wollte, und der deutsche Professor hätte sich dazu hergegeben, bei diesem verruchten Attentat Handlangerdienste zu leisten. Hohenwart war zwar gläubiger Katholik, aber nicht klerikal; er hat Bismarck vorausgesagt, daß, wenn man in Oesterreich oder anderswo Kulturpaukereit treibe, man damit eine unbequeme katholische Partei schaffen werde.

Am dreißigsten Oktober 1871 wurde das Ministerium entlassen. Schaeffle kehrte in seine Heimath zurück und wirkte fortan als Publizist freudig am Ausbau des neuen Reiches mit. Wie er auf die Arbeiterversicherung im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Bismarck Einfluß geübt hat, darüber werden sich ja die Fachmänner aus Schaeffles Aufzeichnungen selbst unterrichten. Von 1875 bis 1878 erschien sein monumentales vierbändiges Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers“. Schon die Titel der übrigen Bände und Schriften, die Schaeffle seitdem erscheinen ließ, beweisen, wie weit er von Einseitigkeit entfernt war.*) Und auch seinen Gegnern ist er immer gerecht geworden. Einen Beweis dafür liefert die folgende Aeußerung, die diese Skizze schließen mag. „Man hat das Ministerium Hohenwart das Ministerium der reinen Hände genannt und die sogenannte Verfassungspartei als die Partei der Korruption dargestellt. Die Wahrheit fordert, die zweite Behauptung wesentlich einzuschränken. Zwar muß jede geldoligarchische Partei mehr oder weniger der Korruption verfallen. Doch das bewegliche Kapital ist es nicht allein, was eine Partei der Staatsausbeuter züchtet; der Großgrundbesitz, die angefessene Großindustrie, die Feudalen von ehedem und die Agrarier von heute heben auch den Satz nicht auf, den Shakespeare seinem Timon in den Mund gelegt hat: Unglaublich ist, was jeder Stand mit Ehren stiehlt. Viele nicht nur bedeutende, sondern auch von der Korruption unberührte Männer ließen sich aus den verschiedenen Schichten der damaligen Verfassungspartei namhaft machen.“

Reiffe.

Karl Jentsch.

*) Ein großer Theil der Arbeiten, die er nachher in Sammelbänden erscheinen ließ, war für die „Zukunft“ geschrieben, deren fleißigster Mitarbeiter er Jahre lang war und deren Herausgeber er viele Zeichen gütiger Freundschaft gab.

Japanisches Tagebuch.*)

Wenn eine Japanerin auf der Reise von Schläfrigkeit übermannt wird und sich nicht niederlegen kann, hebt sie ihren linken Arm und beschattet mit dem wackelnden Ärmel ihr Antlitz, ehe sie einzunicken beginnt.

In diesem Waggon zweiter Klasse sitzen jetzt drei schlummernde Frauen in einer Reihe. Alle haben sie ihr Antlitz mit dem linken Ärmel bedeckt und wiegen sich, beim Schaukeln des Zuges, wie Lotusblumen im leisen Wind. Dieser Gebrauch des linken Ärmels ist entweder bewußt oder instinktiv; wahrscheinlich instinktiv, da die rechte Hand am Besten dazu dient, sich zu stützen, anzuhalten oder, im Fall einer plötzlichen Erschütterung, anzuklammern. Der Anblick ist zugleich hübsch und drollig; besonders hübsch, weil er ein Beispiel jener Armuth giebt, mit der die vornehme Japanerin Alles thut, immer in der zierlichsten und möglichst wenig aufdringlichen Weise. Aber er ist auch pathetisch; es ist auch die Geberde des Kummers, manchmal die des mühen Gebetes. Das anergogene oder angeborene Pflichtgefühl treibt die Japanerin, der Welt nur ein glückliches Gesicht zu zeigen.

Dies erinnert mich an ein Erlebnis.

Ein langjähriger Diener meines Hauses schien mir der glücklichste der Sterblichen. Sprach man ihn an, so lachte er freudig, bei der Arbeit sah er immer frohgemuth drein, kurz, er schien nichts von den kleinen Sorgen des Daseins zu wissen. Aber eines Tages hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten, als er sich ganz allein glaubte, und sein unbefehrtes Antlitz erschreckte mich. Das waren nicht die Fuge, die ich zu sehen gewohnt war; harte Linien des Grams und Jornes waren darin eingegraben und ließen es um vierzig Jahre älter erscheinen. Ich räusperte mich, um mich bemerkbar zu machen. Sogleich glättete sich das Antlitz sanftigte sich und leuchtete auf, wie durch ein Wunder der Verjüngung; und wirklich wars ja ein Wunder, ein Wunder unablässiger, selbstverleugnender Beherrschung.

Die hölzernen Fensterladen in meinem kleinen Hotelzimmer sind weit geöffnet. Die Sonne malt durch goldschimmerndes Gezweig den scharf umrissenen Schatten eines Pfalmenbaumes auf meinen Shoji. Kein sterblicher Künstler, nicht einmal ein japanischer, könnte diese Silhouette übertreffen. Dunkelblau hebt sich das Bild gegen den leuchtenden Glanz ab; die Töne sind bald schwächer, bald stärker, je nach der wechselnden Entfernung der unsichtbaren Zweige draußen. Und ich frage mich, ob nicht vielleicht die Verwendung des Papiers zu Beleuchtungszwecken Einfluß auf die japanische Kunst geübt haben mag.

Nicht unglaublich klingt die alte griechische Sage, die den Ursprung der Kunst in dem ersten ungelenten Versuch findet, den Schattentrich des geliebten Wejens auf eine Mauer hinzuwerfen. Wahrscheinlich hat das Kunstgefühl, wie alles Gefühl des Uebervernünftlichen, seinen ersten Ursprung in dem Studium der Schatten. Aber die Schatten auf Shojis sind so wunderbar, daß sie geeignet sind, den Schlüssel für gewisse japanische — keineswegs primitive, vielmehr hochentwickelte — Zeichensfähigkeiten zu geben, die sonst kaum zu erklären wären. Natürlich muß man auch

*) Ein Fragment aus der Sammlung „Kosovo“, die nächstens in der Literarischen Anstalt von Neuten & Loening in Frankfurt erscheinen wird.

die Besonderheit des japanischen Papiers in Betracht ziehen, das Schatten besser aufnimmt als irgend eine Glascheibe; auch den besonderen Charakter dieser Schatten. Die abendländische Vegetation würde kaum so anmuthige Silhouetten bieten wie die der japanischen Gartenbäume, die durch Jahrhunderte lange zärtliche Sorgfalt dazu gebracht wurden, so schön auszufehen, wie es die Natur nur irgend erlaubte. Ich wünschte, das Papier meines Shoji hätte mit der Empfindlichkeit einer photographischen Platte den köstlichen Lichteffect festgehalten, den die Strahlen der Sonne hervorzuberten; denn schon hat das Zerstückwerk begonnen, — schon verlängert die Silhouette sich allmählich.

Von allen eigenartig schönen Dingen in Japan sind die schönsten die Wege zu den hochgelegenen Andacht- und Ruhe-Orten. Ihr seltsamer Zauber ist der Zauber des Zusammenklanges von Menschenwerk mit den feinsten Naturstimmungen von Licht, Form und Farbe. Der Aufstieg beginnt vielleicht mit einer sanft aufstrebenden, gepflasterten Allee, die sich eine halbe Meile lang hinstreckt und mit Riesendäumen beidumt ist. In regelmäßigen Abständen bewachen feinerne Ugeihäume den Weg. Dann kommt man zu einer durch das Dämmer emporstrebenden Treppensucht, die zu einer großen, von noch gewaltigeren und älteren Bäumen beschatteten Terrasse hinaufführt; und von dort führen wieder Stufen zu anderen Terrassen, die alle in geheimnißvollem Schatten liegen. Und man klimmt und klimmt, bis endlich über einem grauen „Torii“ ein Thor sich zeigt: ein kleiner, leerer, farbloser Holzschrein. Der Eindruck der Leere in diesem lautlosen Schweigen und dämmernden Schatten nach all der wechselnden Erhabenheit des langen Aufstieges ist ganz überwältigend; man glaubt sich im Geistesreich. Viele Offenbarungen des Buddhismus harren Dessen, der sie suchen will. Ich möchte zu einem Besuch des Higashi Otani in Kioto rathen. Eine große Avenue führt zu dem Tempelhof und von dort führt eine Treppensucht, maßig, bemooft, mit einer prächtigen Balustrade versehen, zu einer gemauerten Terrasse. Der Anblick läßt uns an den Aufstieg zu einem italienischen Palast aus den Tagen des Dekamerone denken. Aber hat man die Terrasse erreicht, so erblickt man nur ein Thor, das einen Friedhof öffnet. Wollte uns der buddhistische Landschaftsgärtner veruchen lehren, daß aller Pomp und alle Schönheit schließlich nur zu solchem Schweigen führt?

Ich habe drei Tage lang fast ohne Unterbrechung in der Rationalausstellung zugebracht. Aber sie genägten kaum, um mir einen ständigen Eindruck zu verschaffen. Es ist hauptsächlich eine Industrie-Ausstellung. Doch fast Alles entzückt das Auge: mit so wundervollem Gelingen hat die Kunst alle Industrieprodukte veredelt. Fremde Kaufleute und schärfere Beobachter als ich sehen in der Ausstellung eine andere, düsterere Bedeutung; die schärfste Drohung, die der Handel und die Industrie des Orients jemals gegen das Abendland gerichtet hat. „Wenn man diesen Zustand mit dem englischen vergleicht“, schrieb der Korrespondent der Times, „steht überall ein Farthing gegen einen Penny.“ Die Geschichte der japanischen Invasion von Bantayshire ist älter als die von Korea und China. Es war eine friedliche Eroberung, — ein müheloses Prozeder der Zurückdrängung.

Die Ausstellung in Kioto beweist den Fortschritt, die ungeheure Ent-wicklung des industriellen Unternehmungsgeistes. Ein Land, wo der Arbeitlohn

drei Schilling für die Woche beträgt und die häuslichen Lebensbedürfnisse zu entsprechenden Preisen zu decken sind, muß, da Alles sonst gleich ist, den Konkurrenten schlagen, der für seinen Lebensunterhalt das Bierfache des japanischen Bedarfes braucht.

Der Eintrittspreis für die Ausstellung ist auch charakteristisch; nur fünf Sen. Aber selbst bei diesem minimalen Betrag wird voraussichtlich eine ungeheure Summe eingehten; so groß ist der Zubrang der Besucher. Massen von Bauern, meist Fußgänger, strömen alltäglich in die Stadt, wie zu einer Pilgerfahrt. Und eine Pilgerfahrt ist es auch für Myriaden; denn der größte Shinsju-Tempel wird bei dieser Gelegenheit festlich eingeweiht.

Die eigentliche Kunstausstellung scheint mir viel unbedeutender als die 1890 in Loro "detanjaisel" — "Schöne Sachen aus" zu sehen; aber mir wertige. zu Beweis, daß die Nation all ihre Kräfte und Talente auf Gebiete richtet, wo „Geld gemacht werden kann“. In den großen Abtheilungen, wo die Kunst mit der Industrie kombinirt ist, den Abtheilungen für Keramik, Emailarbeit, Intarsia, Stidereien, sieht man Arbeiten von unübertrefflicher Schönheit. Der hohe Werth gewisser ausgestellten Objekte veranlaßte einen japanischen Freund zu der nachdenklichen Bemerkung: „Wenn China die abendländische Produktionsmethode annimmt, kann es alle Märkte der Welt unterbieten.“

„Vielleicht in billiger Waare“, entgegnete ich; „aber es giebt doch keinen Grund, der Japan zwingen könnte, nur auf die billige Produktion alles Gewicht zu legen; ich glaube, es könnte auf seine künstlerische Ueberlegenheit und seinen erlesenen Geschmack bauen. Der künstlerische Geist eines Volkes kann einen speziellen Werth haben, gegen den alle billige Konkurrenz nicht aufkommen kann. Unter den europäischen Nationen bietet Frankreich ein Beispiel dafür. Sein Reichthum liegt nicht in der Fähigkeit, seine Nachbarn zu unterbieten — seine Waren sind die theuersten der Welt —, aber es handelt mit Gegenständen des feinsten und schönsten Luxus, die in der ganzen Welt gekauft werden, weil sie die besten ihrer Art sind. Warum sollte Japan nicht das Frankreich des fernen Ostens werden?“

Der schwächste Theil der Kunstabtheilung ist die Ausstellung von Delgemälden in europäischer Manier. Die Japaner können herrliche Delbilder malen, wenn sie ihrer eigenen, nationalen Methode des künstlerischen Ausdrucks folgen. Aber ihre Versuche, abendländischen Methoden nachzuahmen, können sich selbst bei Studien, die sehr realistische Behandlung erfordern, nicht über die Mittelmäßigkeit erheben.

Das Bild eines nackten Weibes, das sich in einem großen Spiegel besieht, machte einen sehr ungünstigen Eindruck. Die japanische Presse hatte die Entfernung des Werkes verlangt und das Verlangen mit wenig schmeichelhaften Worten über die abendländischen Anschauungen begleitet. Und doch war das Bild das Werk eines japanischen Künstlers. Es war ein Nachwerk; aber man hatte es kühn mit dreitausend Dollars bewerthet. Ich blieb eine Weile vor dem Bilde stehen, um den Eindruck zu beobachten, den es auf die Beschauer — meist Bauern — machte. Sie starrten es an, lachten verächtlich, ließen dann absprechende Bemerkungen fallen und wandten sich bald ab, um einige Kokomonos zu betrachten, die auch wirklich weit mehr der Aufmerksamkeit würdig waren, obgleich sich ihr Preis nur zwischen zehn und fünfzig Yen bewegte. Die Bemerkungen richteten sich hauptsächlich gegen die „fremden“ Ideen über guten Geschmack (der Künstler hatte die Figur mit einem europäischen Kopf gemalt). Niemand schien das Bild als ein japanisches Werk

zu betrachten. Hätte es eine japanische Frau dargestellt, so hätte die Menge es zweifellos nicht gebuldet. Die Empörung war auch wirklich nicht ungerechtfertigt. Dem Werk fehlte jede ideale Auffassung; es war einfach die Darstellung einer nackten Frau, die Etwas thut, wobei keine Frau gesehen werden will. Und die bloße Darstellung eines nackten Frauenkörpers, wie gut sie auch ausgeführt sei, ist nie Kunst, sofern Kunst Idealismus bedeutet. Der krasse Realismus der Darstellung war das Anstößige. Ideale Nacktheit kann göttlich sein, der göttlichste aller menschlichen Träume vom Ueberfinstlichen. Aber eine nackte Person ist durchaus nicht göttlich. Ideale Nacktheit bedarf keines Gürtels, weil der Hauber in den Linien liegt, die zu schön sind, um verschleiert oder gebrochen zu werden. Der wirkliche, lebendige Menschenkörper hat keine solche göttliche Geometrie.

Frage: Ist der Künstler berechtigt, die Nacktheit um ihrer selbst willen zu schaffen, wenn er diese Nacktheit nicht von jeder Spur von Realität und Persönlichkeit befreien kann?

Es giebt einen buddhistischen Text, der erklärt, daß nur Der weise ist, der die Dinge ohne ihre Individualität sehen kann. Und diese buddhistische Art, zu sehen, ist es, die die Größe der wahren japanischen Kunst ausmacht.

Das edelste Denkmal religiöser Architektur im ganzen Lande ist soeben vollendet worden. Die große Tempelstadt wurde um zwei Gebäude bereichert, die wahrscheinlich, so lange die Stadt besteht, also seit tausend Jahren, niemals übertroffen worden sind. Eins der Wunderwerke ist die Gabe der kaiserlichen Regierung, das andere die des arbeitenden Volkes.

Das von der Regierung geschaffene Werk ist das Dai-Kiofu-Den, zur Erinnerung an die Thronbesteigung des einundfünfzigsten Kaisers von Japan und Begründers der Heiligen Stadt. Dem Geiste dieses Kaisers ist das Dai-Kiofu geweiht; es ist also ein Shintotempel, — und der herrlichste von allen. Trotzdem ist es aber keine Shinto-Architektur, sondern ein Fassimile des ursprünglichen Palastes des Kwan-Tenno, genau nach den Maßstäben des Originals. Die Wirkung dieser großartigen Abweichung von den konventionellen Formen auf das Nationalgefühl und die tiefe Poesie des ehrfürchtigen Gefühles, das sie inspirirt hat, vermag nur Der ganz nachzuempfinden, der weiß, daß Japan noch heute thatsächlich von den Toten beherrscht wird. Die Gebäude des Dai-Kiofu-Den sind nicht nur schön. Selbst in dieser alterthümlichsten aller japanischen Städte muß der Eindruck überraschen. Jede der spitzbogigen Linien ihres gebogenen Daches spricht von einem anderen phantastischen Zeitalter. Die bizarrsten Theile des Ganzen sind die zweiflügeligen, säulthürmigen Thore. Der seltsame Reiz der Farbenwirkung ist nicht weniger anziehend als der der Form. Das kommt hauptsächlich von der feinstimmigen Verwendung antiker grüner Pigel für das polychrome Dach. An dieser entzückenden Wiederbelebung der Vergangenheit durch die Nekromantie der architektonischen Kunst könnte der erhabene Geist Kwan-Tennos wohl seine Freude haben.

Aber das Volk hat der Stadt Kioto noch Großartigeres geschenkt. Abendländische Leser mögen sich vielleicht einen annähernden Begriff von dieser Gabe machen, wenn ich sage, daß sie acht Millionen Dollars kostete und daß an diesem Tempel siebenzehn Jahre gebaut worden ist. An Ausdehnung übertreffen ihn andere, wohlfeilere japanische Gebäude; wer aber die Architektur buddhistischer Tempel ein Wenig

traut, kann sich sofort auch vorstellen, wie schwer es ist, einen Tempel zu bauen, der hundertiebenundzwanzig Fuß hoch, hundertzweiundneunzig Fuß tief und mehr als zweihundert Fuß lang ist. Seine eigenartige Form, besonders die stark geschwungenen Linien seines Daches lassen ihn sogar noch größer erscheinen, als er in Wirklichkeit ist; fast wie einen Berg. Doch in jedem Lande müßte er als ein wunderbares Baudenkmal gelten. Von der Pracht der Innendekoration kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß schon die Bemalung der verschiebbaren Wände hinter dem Hauptaltar zehntausend Dollars kostet. Und beinahe die ganze Arbeit an diesem Bau wurde aus den in Kupfermünzen dargebrachten Gaben der mählig arbeitenden Landbevölkerung bestritten. Dabei erzählen uns manche Leute, der Buddhismus liege im Sterben.

Mehr als hunderttausend Landleute strömten zur Eröffnungsfeier herbei. Auf den Matten, die in dem ungeheuren Tempelhof ausgebreitet waren, lagerten dichte Schaaren. Ich sah sie so um drei Uhr nachmittags warten. Der Hof war ein lebendiges, wogendes Meer. Aber all die Massen hatten bis um sieben Uhr auf den Beginn der Ceremonie zu harren, in glühendem Sonnenbrand, ohne Erfrischung. In einem Winkel des Hofes sah ich eine Gruppe von ungefähr zwanzig jungen Mädchen; alle waren weiß gekleidet und hatten eigentümliche weiße Hauben auf dem Kopf. Ich fragte, wer sie seien, und ein Nachbar antwortete: „Da all diese Leute hier viele Stunden lang warten müssen, ist zu befürchten, daß einige von Uebelkeit befallen werden; man hat deshalb Berufspflegerinnen herbeigeschrieben, damit sie sich im Bedarfsfall der Kranken annehmen. Auch Tragbahnen und Träger sind bereit und viele Aerzte anwesend.“ Ich bewunderte die Geduld und die schlichte Gläubigkeit dieser Massen. Freilich: die Landleute haben auch Ursache, diesen wunderbaren Tempel zu lieben. Er ist ihre Schöpfung; mit ihren Ersparnissen und ihrer Arbeit ward er erbaut.

Für mich waren die beiden herrlichen Monumente des nationalreligiösen Gefühles eine Verheißung. Die ethische Kraft und der Wohlstand dieses Volkes wird wachsen. Weil es eine Zeit lang verarmte, schien der Buddhismus an Lebenskraft zu verlieren. Jetzt aber bricht ein Zeitalter großen Wohlstandes an. Von den äußeren Formen des Buddhismus muß Manches untergehen und so mancher Aberglaube des Shintoismus ist dem Verfall geweiht; die Wahrheiten und Erkenntnisse aber, die den Kern seines Lebens bilden, werden sich ausbreiten und das Herz des Volkes für die Kämpfe sählen, die es in einem größeren Dasein nun zu erwarten hat

Ich habe die Fischereiausstellung besucht; sie ist in Hiogo in einem Garten am Meer veranstaltet. Waraku-Gu ist ihr Name. Das heißt: „Der Garten der Friedensfreunden“. Er ist wie ein Landschaftsgarten aus alter Zeit angelegt und verdient seinen Namen. Ueber seinen Rand hinweg sieht man die große Bucht, Fischer in Booten, ferne weiße Segel im leuchtenden Sonnenglanz und am Horizont hochragende Gipfelreihen, die in der Entfernung in zartvioletten Tönen schimmern.

Ich sah Weiber von seltsamen Formen, mit klarem Meerwasser gefüllt, in denen schönfarbige Fische schwammen. Auch das Aquarium, in dem sich Fische noch seltsamerer Art hinter Glas tummelten; Fische, die wie kleine Spielzeug-Drahen geformt waren, andere wie Schwertscheiden, drollige kleine Fische, die sich fortwährend überflugen, Fische, die wie Schmetterlingsflügel schimmerten, und wieder

andere, die, wie Längerinnen, ihre ärmelförmigen Flossen hin und her schwenkten. Ich sah Bilder von allen Arten der Fischelei. Eins dieser Bilder war fürchterlich. Die Agonie eines in einem Niesennetz gefangenen Wals, daneben Boote von einem Wirbel rothen Schaumes gepreßt und eine nackte Männergestalt auf dem Rücken des Ungethümes; nur diese einzige Menschengestalt, die mit der mächtigen Klinge den tödlichen Streich führt; auch den rothen Blutstrahl, der ihm folgte, sah ich. Neben mir erklärte ein japanisches Elternpaar das Gemälde dem kleinen Knaben; die Mutter sagte: „Wenn der Walfisch sein Ende fühlt, fängt er in seiner Todesnoth zu sprechen an; er fleht zu Buddha, ihm beizustehen.“

Ich ging in einen anderen Theil des Gartens, wo zahme Hirsche, ein „goldener Hår“, ein Pfau und ein Affe zu sehen waren. Das Volk fütterte den Hirsch und den Hår mit Kuchen, mühte sich, den Pfau zum Radschlagen zu bringen, und quälte und neckte den Affen. Ich setzte mich, um anzurufen, neben dem Vogelhäuschen auf die Veranda eines Lusthauses. Auch die japanische Familie, die das Gemälde vom Walfisch betrachtet hatte, kam hierher und ich hörte den kleinen Knaben sagen: „Dort in dem Boot ist ein ganz alter Mann; warum geht er nicht in den Palast zum Drachenkönig des Meeres, wie Urishima?“

Der Vater antwortete: „Urishima fing eine Schildkröte, die keine wirkliche Schildkröte war, sondern die Tochter des Drachenkönigs; er wurde also für seine Güte belohnt. Und dieser Fische hier hat keine Schildkröte gefangen; hätte er aber auch eine gefangen, so würde er trotzdem nicht in den Palast kommen, weil er ja viel zu alt ist, um noch zu heirathen.“

Der Knabe blickte auf die Blumen und das besonnte Meer mit den weißen Segeln und den violett schimmernden Gipfeln darüber und rief: „Vater, glaubst Du, daß es in der ganzen Welt einen schöneren Ort geben kann als diesen?“

Das Antlitz des Vaters überflog ein helles Lächeln, seine Lippen öffneten sich zu einer Antwort, aber ehe er sprechen konnte, sprang das Kind vor Freude auf und klatschte entzückt in die Händchen, weil der Pfau gerade die schillernde Pracht seines Rades entfaltet hatte. Und Alles türmte vor das Vogelhaus: und so hörte ich nie die Antwort auf die hübsche Frage. Nachher aber dachte ich, die Antwort könne vielleicht so gelautet haben: „Rein Kind, wohl ist dieser Garten wunder schön; aber die Welt ist voll von Schönheit und so mag es vielleicht noch schönere Gärten geben als diesen. Doch der allerschönste Garten ist nicht in unserer Welt: es ist der Garten von Amida im Paradies des Westens. Und wer sein Leben lang kein Unrecht thut, darf nach dem Tode in diesem Garten weilen. Dort singt Anpaku, der Paradiesvogel, und breitet sein leuchtendes Gefieder aus, dessen Glanz den Strahlen der Sonne gleicht. Dort sind schlummernde Gewässer und darin Lotusblumen von unsagbarer Lieblichkeit. Und diesen Blumen entsweben Regenbogenstrahlen und die leuchtenden Geister ungeborener Buddhas. Und an diesem Ort ist kein Unterschied zwischen Göttern und Menschen; der Herrlichkeit von Amida müssen selbst die Götter sich beugen. Und Alle singen den Lobgesang, der also anhebt: O Du von unermesslichem Licht! Aber die Stimme des Himmelsstromes tödt in alle Ewigkeit, gleich dem Chorgesang von Tausenden: ‚Selbst Dies ist nicht hoch; es giebt ein noch Höheres! Dies ist nicht Wirklichkeit, ist noch nicht Friede.‘

Tokio.

Lascadio Hearn.

Botschaft an Garcia.*)

Wenn ich an unsere Geschichte mit Kuba denke, leuchtet in meinem Gedächtniß der Name eines Mannes so hell wie der Mars am Perihelium.

Als der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ausbrach, war es unumgänglich nötig, schnell mit den Anführern der Insurgenten in Verbindung zu treten. Garcia war irgendwo in den Gebirgsschluchten Kubas; wo, wußte Keiner. Post und Telegraph kamen gar nicht in Frage. Der Präsident mußte Garcias Beihilfe haben. Was thun?

Sagte Jemand dem Präsidenten: „Ich kenne einen Mann Namens Roman. Der findet Garcia sicher.“

Man ließ Roman kommen und gab ihm die Botschaft an Garcia.

Wie nun dieser „Mann Namens Roman“ den Brief sorgfältig in Deltuch einschlug, ihn in seiner Kleidung verbarg, nach vier Tagen in einem offenen Boot an einer unbekanntem Stelle Kubas landete, im Dschungel verschwand, nach drei Wochen wieder auf der anderen Seite der Insel auftauchte, nachdem er das feindliche Land zu Fuß durchquert und die Botschaft an Garcia bestellt hatte: Das sind Dinge, die ich nicht ausführlich schildern will. Der Punkt, den ich hervorheben möchte, ist dieser: Mac Kinley gab Roman eine Botschaft an Garcia und Roman richtete sie aus, ohne erst zu fragen: „Was mag wohl dahinterstehen?“

Wahrlich: man sollte die Hüfte dieses Mannes in jeder Schule des Landes aufstellen. Nicht Bücherweisheit braucht unsere Jugend, sondern eine Stärkung des Rückgrates, die sie veranlaßt, Vertrauen zu rechtfertigen; prompt zu handeln; ihre Energie zu konzentriren; die Sache zu erledigen, — die „Botschaft an Garcia“ zu bestellen.

General Garcia ist tot; aber es giebt noch mancherlei Garcias.

*) Herr Elbert Hubbard, von dem schon neulich hier eine Skizze veröffentlicht wurde, ist in Deutschland noch unbekannt. Drüben kennt man ihn; liebt und haßt ihn leidenschaftlich. Er ist noch nicht fünfzig. Sohn eines Landarztes in Illinois. War Cowboy, Seherlehrling, Seifenverkäufer, Reporter, Landeschulmeister, Schriftsteller, Geschäftsmann, Philosoph, Sportsman, Handwerker, — ungefähr Alles, was man hienieden sein kann. Er hat in East-Aurora die Roycroft-Werke gegründet, in denen Bücher gedruckt und kunstvoll gebunden, Möbel, schmiedeiserne Geräte und Lederarbeiten gemacht, Teppiche gewebt, ohne Entgelt Vorlesungen und Konzerte veranstaltet und Unterrichtsstunden erteilt werden. Korporallicher Betrieb in einer fast kommunistischen Kolonie. Hubbard (der von William Morris beeinflusst ist und in all seiner rastlosen Arbeit sich den Kulturschah des feinsten Europäers angeeignet hat) giebt jeden Monat ein festes Little Journoy und den Philistine, a periodical of protest, heraus und ist, trotzdem der größte Theil der Presse ihn als Geschäftemacher und Schwindler angreift, eine Macht geworden. Auch ein reicher Mann; der aber auf allen Handwerksgebieten noch wahr mitarbeitet. Er will „Sonnenschein ins Leben bringen“; und in seiner Kolonie, wo im Größten und Kleinsten Kunstkultur fühlbar ist, soll man wirklich auch bei härtester Arbeit nur froh leuchtende Mienen sehen. Ein Geschäftsgenie und ein ganzer Kerl von unglaublicher Vitalität. Die „Botschaft an Garcia“ (die dem praktischen Geschäftsmann der Amerikaner ungemein gefiel) lehrt einstuweilen ein Stück seines kräftigen Wesens kennen.

Wer je einem Unternehmen vorstand, in dem ein großes Personal beschäftigt war, wird häufig Gelegenheit gehabt haben, über die Stumpfheit des Durchschnittsmenschen aus dem Häuschen zu geraten, über die Unfähigkeit oder die Abgeneigtheit, seine Gedanken zusammenzufassen und die vorliegende Sache auszuführen. Flüchtigkeit, Unaufmerksamkeit, Gleichgiltigkeit und Halbheit scheinen die Regel; und wer Etwas erreichen will, muß sich die Hilfe durch Versprechungen oder Drohungen verschaffen, wenn Gott in seiner Güte ihm nicht einen Ausnahmemenschen beschenkt.

Berehrter Leset, mache einmal folgenden Versuch: Du siehst in Deinem Bureau. Sechs Angestellte sind in Deiner Nähe. Rufe einen von ihnen und ersuche ihn, im Wörterbuch Correggio aufzuschlagen und einen kleinen Auszug zu machen. Wird der Clerk ruhig sagen: Yes, Sir, und den Auftrag erledigen? Sicher nicht. Er wird Dich aus seinen wässrigen Fischaugen erstaunt anschauen und eine oder mehrere der folgenden Fragen an Dich richten: Wer war Das? In welchem Wörterbuch? Wo ist das Wörterbuch? Bin ich dazu angestellt? Meinen Sie nicht Bismard? Warum kann Charlie es nicht thun? Ist er tot? Ist es eilig? Soll ich Ihnen nicht lieber das Buch bringen? Wozu wollen Sie Das wissen?

Und ich wette zehn gegen Eins: wenn Sie die Fragen beantwortet und erklärt haben, wie und wo die Information zu finden ist und zu welchem Zweck Sie sie zu haben wünschen, wird der Clerk sich einen zweiten zu Hilfe rufen und Ihnen schließlich den Bescheid bringen, daß Correggio nicht in dem Buch steht.

Natürlich kann ich meine Wette verlieren; in den meisten Fällen werde ich sie gewinnen.

Wenn Sie nun weise sind, werden Sie sich nicht damit aufhalten, Ihrem „Assistenten“ zu erklären, daß Correggio unter dem Buchstaben C und nicht unter K zu finden ist, sondern Sie werden freundlich lächelnd sagen: Never mind; und selbst nachschauen.

Und diese Unfähigkeit zu selbständigem Handeln, dieser Stumpfsinn, dieser Mangel an Willenskraft, diese Abneigung, fröhlich Hand ans Werk zu legen, sind Dinge, die den sozialistischen Zukunftsstaat in so weite Ferne rücken. Wenn Menschen nicht im eigenen Interesse handeln wollen; wie werden sie es thun, wenn die Früchte der Allgemeinheit dienen sollen?

Ein Aufseher mit kräftigem Knüttel und die Furcht, am Ende der Woche an die Luft gesetzt zu werden, scheinen bei den Meisten die einzige Triebfeder zum Handeln zu sein.

Man sucht einen Stenographen: und die Mehrzahl der Bewerber kann weder richtig orthographisch schreiben noch punktieren, hält Das auch nicht für absolut notwendig.

Kann so Einer eine Botschaft an Garcia bestellen?

„Sehen Sie diesen Buchhalter?“ fragte mich der Leiter eines größeren Geschäftes.

„Ja; was ist mit ihm?“

„Well, er ist ein guter Rechner; wenn ich ihn aber beauftragte, Etwas in der Stadt auszurichten, so würde ers vielleicht bestellen, doch wahrscheinlich ist, daß er zunächst in mehreren Kneipen einkehrt und, ehe er nach der Hauptstraße kommt, vergessen hat, was ihm aufgetragen wurde.“

Kann man solchen Mann mit der Botschaft an Garcia betrauen?

Wir hören alle Tage weinerliche Sympathiebezeugungen an die Adresse der

bedrückten Klassen, der heimathlosen, Beschäftigung suchenden Arbeiter und harte Worte gegen die herrschenden Arbeitgeber. Man sagt nichts zu Gunsten des Mannes, der frühzeitig altert in dem vergeblichen Bestreben, nachlässige Laugenichtse zu intelligenter Arbeit zu erziehen; nichts von seiner Schuld mit Angestellten, die müßig gehen, sobald er den Rücken wendet. In jedem Geschäft, in jeder Fabrik geht ein fortwährender Reinigungsprozeß vor sich. Der Arbeitgeber scheidet die Untauglichen fort und stellt neue Kräfte an. Einerlei, wie gut die Zeiten sind: diese Auswahl der Tauglichsten vollzieht sich immer; nur wenn die Zeiten schlecht sind und Arbeitsgelegenheit knapp ist, wird seiner geseht, — und weg, für immer weg mit den Untauglichen. Nur Die bleiben, die eine Botschaft an Garcia ausdrücken können.

Ich kenne einen sehr begabten Menschen, der jedoch nicht die Fähigkeit hat, sein eigenes Geschäft zu leiten, und der dadurch für irgend einen Anderen vollkommen werthlos ist, weil er sich nicht von der Idee freimachen kann, daß Andere ihn ausbeuten oder ausbeuten wollen. Er kann nicht befehlen, weil er nicht gehorchen gelernt hat. Sollte er für Sie eine Botschaft an Garcia bestellen, so würde er Ihnen wahrscheinlich klar machen, daß Sie besser thäten, es selbst zu besorgen. Er betrachtet jeden Geschäftsmann als einen Schurken und das Wort *commercial* gebraucht er als ein Schimpfwort. Heute Abend wandert dieser Mann beschäftigungslos durch die Straßen und der Wind bläst ohne Erbarmen durch sein faden-scheiniges Gewand. Keiner, der ihn kennt, wagt, ihn zu beschäftigen, denn er erregt überall, wo er ist, Unzufriedenheit. Er ist jedem Verunstgrund unzugänglich. Eindrud macht auf ihn nur die Spitze eines doppelt gesohlenen Stiefels Nummer Neun.

Natürlich weiß ich, daß ein moralisch so verwaßener Mensch eben so bedauernswerth ist wie ein physischer Krüppel. Aber wenn wir schon einmal beim Bedauern sind, laßt uns auch eine Jähre vergießen in der Erinnerung an den Mann, der sich nach besten Kräften bemüht, ein großes Unternehmen zu leiten, dessen Arbeitsstunden nicht durch die Uhr regulirt werden und dessen Haar verbleicht in dem Kampf gegen Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit und herzlose Undankbarkeit Derer, die ohne seine Führung hoch einfach arbeitslos wären.

Habe ich die Farben zu grell aufgetragen? Vielleicht; doch wenn Alle fürs Armenviertel sprechen, möchte ich ein Wort zu Gunsten des Mannes sagen, der Etwas erreicht, des Mannes, der, gegen große Hindernisse kämpfend, die Arbeit Anderer leitet und, wenn der Erfolg da ist, merkt, daß er auch nicht mehr als satt werden kann. Ich habe als Arbeiter und als Arbeitgeber mein Brot verdient und ich weiß: die Sache hat zwei Seiten. Armuth an sich ist kein Tugendsschild; Lumpen sind kein Empfehlungsbrief; und nicht alle Arbeitgeber sind Ausbeuter, — eben so wenig, wie alle armen Leute tugendhaft sind.

Ich halte es mit dem Mann, der seine Arbeit thut, auch wenn der boss fort ist. Und mit dem Mann, der, wenn ihm eine Botschaft an Garcia aufgetragen wird, sie ruhig in Empfang nimmt, keine überflüssigen Fragen stellt und sich nicht im Stillen vornimmt, sie dem nächsten Abzugskanal zur weiteren Beförderung anzuvertrauen. Ein solcher Mann braucht weder Arbeitslosigkeit zu fürchten noch zu strifen, um höheren Lohn zu erreichen. In Stadt und Land ist er gesucht, die Welt verlangt nach ihm, man braucht ihn dringend, — den Mann, der die Botschaft an Garcia bestellt.

Psychologie des Geistes.

Psychologie des Geistes. C. G. Naumann, Leipzig. 3 Mark.

Vor fünf Jahren habe ich an dieser Stelle meine „Psychologie des Willens“ angezeigt. Als Ergänzung und zweiten Theil lasse ich ihr jetzt eine Psychologie des Geistes folgen. Geist ist die Fähigkeit, zu wissen und zu denken; was aber sind Wissen und Denken? Wer sich für solche Fragen interessiert, findet in meinem Buch die Antworten. Ob die richtigen? Das mag er selbst, mag die Kritik entscheiden. Mir scheinen sie richtig; mich haben sie über neue Fragen zu neuen Antworten geführt, zu einer Lösung des alten Problems, ob auch in den Thieren Etwas wie ein Geist, wie ein Verstand lebt; zu Antworten, die ich in dieser Allgemeinheit und dieser Bestimmtheit noch nirgends ausgesprochen fand. Wenn meine Vorderzüge richtig sind, daß Anschauung die ursächlich und qualitativ bestimmte Empfindung ist, daß Anschauung und Vorstellung zu gleicher Zeit entstehen, dann ist auch, glaube ich, an dem Schlußsatz nicht zu rütteln, daß die Thiere keine Anschauungen und Vorstellungen bilden, daß ihre Seele über die Schaffung von Empfindungen nicht hinauskommt. Ob aber Empfindungen allein, im Verein mit Gefühlen und Trieben, genügen, um die thierischen Handlungen verständlich zu machen? Ich glaubte, diese Frage bejahen zu dürfen. Daß damit der Deszendenzlehre eine neue Schwierigkeit erwächst, darf Den nicht kümmern, der nur die Wahrheit will. Es ist schwer, zu dieser Lehre die richtige Stellung zu finden. Anatomie, Entwicklungsgegeschichte und Palaeontologie führen eine beinahe überzeugende Sprache zu ihren Gunsten. Dem aber, der sich gründlich in psychologische und thierpsychologische Untersuchungen versenkt, verblaßt die Wahrscheinlichkeit, daß der Mensch vom Thiere abstamme, mehr und mehr zu einem grauen Nichts. Vielleicht wirkt mein Buch auch nach dieser Richtung hin aufklärend. Von der Art meiner Darstellung will ich hier eine Probe geben.

Alle die verschiedenen Arten intellektueller Betätigung: Beobachten, Denken, Rechnen und Kritisiren, fließen aus nur einer psychischen Quelle, die man nun Geist, Verstand, Vernunft oder sonstwie nennen mag. Es ist, wie mir scheint, ganz willkürlich, zwischen Vernunft und Verstand zu unterscheiden und der einen etwa alle metaphysische Geistesarbeit aufzuhalsen, von dem anderen aber die Lösung praktischer Lebensaufgaben zu verlangen; oder die Vernunft, wie Schopenhauer thut, als das Organ der Begriffe zu bezeichnen; oder mit Kant zu sagen: „Der Verstand mag ein Vermögen der Einheit der Erscheinungen mittels der Regel sein, so ist die Vernunft das Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Prinzipien.“ Allen Eintheilungen und Unterscheidungen dieser Art haftet die Farbe des Willkürlichen deutlich an. Es giebt vielmehr nur einen einheitlichen Intellekt, dem neben der Bildung von Anschauungen, Vorstellungen und Begriffen nur eine Thätigkeit zukommt: das Denken im Allgemeinen. Dieses aber ist nichts Anderes als die planmäßige Bewegung von Vorstellungen und Begriffen. Ihre Richtung und Führung erhält die Vorstellungsbewegung von dem Bewegenden, von der ihr jeweilig zu Grunde liegenden Wollung oder Strebung. Wo diese fehlt, da giebt es auch kein Denken; wo sie wirksam ist, da wird auch der ganze Denkapparat in Thätigkeit gesetzt.

Der Inhalt des Gewollten und Angestrebten giebt dem Denken seine Führung

und dem Menschen sein geistiges Gepräge. Wer gar nichts anstrebt als die Sättigung seines Hungers und die Stillung seiner sonstigen physiologischen Nothe, Der bleibt arm an Geist; wir nennen ihn dumm. Dem Dummen fehlt vor Allem der Drang zum Erkennen und zum Wissen; daher steht er den Ereignissen der Außenwelt theilnahmelos gegenüber und kommt nicht in Versuchung, die Erscheinungen urfächlich mit einander zu verbinden. Ihm mangelt aber auch jeder sonstige Anlaß zum finalen, zweckmäßigen Denken; denn er hat, weil er fast wunschlos ist, keine eigenen Zwecke, bewegt sich gedankenlos in seinem engen Pflichtenkreis und versüßt nur über einen bescheidenen Schatz zusammenhangloser Erinnerungen, die bei jeder Unterhaltung in fast der selben Reihenfolge dem willig oder gezwungen Dauschenden vorgetragen werden. Dieses arme Geistes- und Gemüths-Leben verräth sich auch äußerlich durch die Körperhaltung und besonders durch den Gesichtsausdruck. Es fehlt die Spannung in den Muskeln, die Innervation, von der alle geistige Thätigkeit begleitet wird, liegt brach, der Mund steht meist halb geöffnet, die Augen schweifen gleichgiltig umher und hasten kaum je mit Interesse an einem Gegenstand. Als besonderer Typus dieses Homo stultus L., dieser eigenartigen Spezies im anthropologischen Garten, ist mir stets die sogenannte „Schweurfrau“ erschienen. Könnte sie etwas mehr leisten als nur größte mechanische Arbeit, so würde sie doch nicht Schweurfrau werden. Versagen ihre Kräfte, so wird sie zum Spitalweib. Hat sie ein kleines Einkommen, so strickt sie Strümpfe für die Wittwen und vermehrt das Gefolge irgend eines würdigen Kirchenmannes. Mit größerem Vermögen verübt sie entsprechend größeren Unjug. Man trifft diesen Typus der Schweurfrau in allen Schichten der Gesellschaft an; man wird ihn unter allen Verkleidungen und Titulaturen immer bald herauswittern. Nur Wenige wissen, daß eigentlich dieser Typus der Schweurfrau, weil er die Masse bildet, weil er den Sonderzwecken der Willensstarken und Machtthungrigen ein gefügiges Werkzeug ist, mit seinen weiblichen Instinkten und seinem lausbüden Aberglauben unseren Gesetzen und unjeren gesellschaftlichen Formen sein Gepräge aufdrückt. Aber Jeder weiß wohl, wie viel kleines Unheil die gewöhnliche, unverkleidete, echte Schweurfrau um sich her verbreitet. Da werden brennende Petroleumlampen so dicht an die Gardine gerückt, daß diese nothwendig Feuer fangen muß; da werden Gegenstände mitten auf die Treppe gestellt, damit der zunächst Kommende nur ja stolpere und ein Bein breche; da werden kleine Kinder ohne Aufsicht allein gelassen, gleichsam als wolle man sie zwingen, aus lose verriegelten Fenstern hinauszufallen oder mit bequem umherliegenden Bündelbüchern sich und die Nachbarschaft in schwerste Gefahr zu bringen. Und all diese und viele andere Dummheiten werden begangen, nur weil die Menschen ihre Gedanken nicht von der Ursache zur Wirkung noch von der Wirkung zur Ursache bewegen können. Diese Fähigkeit oder dieser Trieb — oder ist's Beides? — fehlt ihnen. Das hat zur Folge, daß kein solches Ereigniß — zumal wenn es nur ein mitgetheiltes ist — als kausaler Zusammenhang ihrem Wissen sich einprägt; so wird dann auch das nächste Mal eine ähnliche gegebene Anfangsthatfache nicht im Stande sein, ihnen als Ursache einer früher erlebten Erfahrung zu erscheinen. Daher gewinnt ihr ganzes Handeln etwas Triebartig-Reflektorisches; es wird nicht beständig von Vorstellungen geregelt, sondern nur von Anschauungen und Gefühlen ausgelöst. Die Dummen leben mit ein Augenblicksleben; der Blick in die Vergangenheit und die Zukunft fehlt ihnen; sie können keine Erfahrungen machen und aus der Erfahrung nichts lernen.

Das kontradictorische Gegentheil von Dumm ist *Klug*. Jemand kann in größerem oder geringerem Umfange klug sein; er ist aber entweder dumm oder klug, kann nie Beides zugleich sein. Das Wesen der Klugheit besteht darin, daß der Mensch in Folge seiner Naturanlage von den Erscheinungen des Lebens zum kausalen Denken angeregt wird, daß er bei den Ereignissen oder den fremden Handlungen nach dem Warum, bei den eigenen nach ihrer Folge fragt. Aber freilich besteht das Wesen der Klugheit nicht in dieser Fragestellung allein, sondern meist auch in der Kunst, die richtige Antwort zu finden. Von dem Grade dieser Fähigkeit hängt das Maß der Klugheit ab, aber das Einer verfügt. In dieser Welt wird sehr viel gefragt, aber auf die schwierigsten Fragen vermögen nur die ganz großen Meister zu antworten. Immerhin steckt auch in dem bloßen Fragen, in dem Mirari schon ein Verdienst, schon ein Anfang des Erkennens.

Im Gegensatz zum Dummem wird der kluge Mensch von allerlei Wünschen und Wollungen gequält; und je Größeres und Mannichfacheres er anstrebt, um so mehr wird sein Geist getrieben, nach Mitteln sich umzusehen, nach Gründen und Ursachen zu forschen, sich kausal und final zu bethätigen. Der Sinn der Menschen ist auf Vielerlei eingestellt. Aber da Alles, was dem Einzelnen oder den Vielen als begehrenswürth erscheint, unter dem Begriff der Lebensgüter zusammengefaßt wird, so kann man schon sagen, daß all unsere Anstrengungen dem Erwerb und der Erhaltung solcher Lebensgüter, realer wie ideeller, gelten und daß keine Handlung — außer dem Selbstmord — denkbar ist, die nicht diesem Ziele zustrebt, als Mittel zu diesem Zweck unternommen wird.

Wie nun unser Grundbegriff „Klug“ jeweilig eine andere Schattirung bekommt, je nachdem mehr in der einen oder mehr in der anderen Richtung gedacht wird: Das zu verfolgen, ist sehr interessant. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß dem Denken seine Richtung immer von dem zu Grunde liegenden Streben vorgeschrieben wird, von dem Ziel, das man gerade im Auge hat. Klug im engeren Sinn, besonnen, vorsichtig, entsprechend dem Lateinischen prudens = providens, benimmt man sich, wenn man sich erfolgreich bemüht, seinen Besitzstand zu erhalten, sich in erster Linie vor Schaden zu bewahren, vor Einbuße an Gesundheit, Vermögen, Achtung und Ansehen. Dieses Streben stellt uns am Häufigsten die Frage: Was wird die Folge dieser Handlung oder Unterlassung sein? Man ist da immer mehr im Zustande der Abwehr als in dem des Angriffes. Man studirt die Menschen und ihre Motive, nicht, um sie auszubenten, sondern, um sie nicht unnütz zu kränken und herauszufordern. Man wird in dieser Beziehung nur wenige „Dummheiten“ begehen. Dummheiten werden ja bekanntlich nur von klugen Leuten gemacht, nicht von Dummen. Solche „Dummheiten“ sind eine notwendige Naturerscheinung, wie etwa die Jahreszeiten oder die Gewitter; alle menschliche Einsicht und Voraussicht, auch die des Klügsten, hat ihre Schranken. Daß aber in der selben Lage die selben Dummheiten immer wiederholt werden, daß der Einzelne und die Gesamtheit aus ihrer individuellen oder Stammeserfahrung nichts lernen: Das klingt nicht gerade verheißungsvoll für die weitere Entwicklung des Menschengeschlechtes.

Wer dagegen erwerben und wirken, sich und die Dinge umwerthen, werthvoller machen will, wer von den Menschen und den Dingen Vortheile erstrebt, wird nicht zuerst nach den Folgen seiner Handlungen, sondern nach den Mitteln zu seinen Zwecken, nach den zureichenden Ursachen gewollter Wirkungen Ausschau

halten. Je rascher und je häufiger er hierin, dank einer angeborenen Anlage, das Richtige trifft, um so eher sind wir bereit, ihn praktisch, sinnig, ersunderisch zu nennen.

Der Trieb zum Erwerb ist bei vielen Menschen in hohem Maße entwickelt, während alle anderen Interessen in ihnen schweigen. Daher machen sie den Eindruck von beschränkten Menschen; daher kommt es, daß man mit einem Anschein von Recht von dummpfiffigen Bauern sprechen kann. Im Grunde wissen sich diese Leute in Dem, was sie wollen, ganz klug zu benehmen; ihre scheinbare Dummheit folgt aus ihrer Unwissenheit und mangelnden Vernbegierde. Ist Jemand mit starkem Erwerbstrieb aber auch noch herzlos und gewissenlos, so entsteht der Typus des Schlaun, verschlagenen, raffinierten Verstandes.

Ein ganz anderer Typus entwickelt sich dagegen, wenn mit der Neigung zu kausalem Denken der Wunsch nach Welterkenntniß verknüpft ist, wenn der vorhandene Wissensdrang nicht so sehr darauf gerichtet ist, zu erfahren, was ist, wie darauf, den ursächlichen Zusammenhang der Dinge zu ergründen. Aus diesem Zusammenwirken seelisch-intellektueller Kräfte erwachsen die großen und kleinen Denker, der Typus des Weisen. Der Unterschied von Weise, Klug und Schlaun läßt sich in einem kurzen Aphorismus zum Ausdruck bringen: Der Weise kennt den Menschen, der Kluge kennt die Menschen, der Schlaune beutet sie aus.

Hamburg.

Dr. Julius Türckheim.



Das Kohlenyndikat.

Unsere Besizenden, Groß und Klein, schenken noch immer Aktien und Renten jeglicher Art das allerlebhafteste Interesse. Selbst ruhige Börseleute — die Urtheile der anderen sind ja ohne objektiven Werth — betrachten diese behagliche Zeit schon wie eine nicht ganz ausgewachsene Gründerepoche, deren zuberstichtliche Stimmung noch ein hübsches Weilschen dauern wird. Dabei hat die fast beispiellos lange Haufe die Börsewelt so verwöhnt, daß die Kenner schon verdrossen dreinblicken, wenn der Kurs der Hapener hinter dem von Gelsenkirchen ein Stückchen zurückbleibt oder wenn die Diskontogesellschaft eine weientlich geringere Dividende festsetzt als die Deutsche Bank. Der Wunsch, die Haufe mit ihrem auch für die Waffer so reichen Segen zu behalten, ist so stark, daß er kaum noch äußerer Nachhilfe bedarf, um sich durchzusetzen. Der größte Strike, den Deutschland bisher erlebt hat, ist ohne schädliche Konflikte beendet worden und in Privatbriefen aus Dortmund, Essen, Ruhrort werden die Geschäftsaussichten als geradezu glänzend geschildert. Aber die Börse kümmert sich darum eigentlich noch gar nicht. Sie ließ sich durch den Strike nicht stören und hat vorläufig noch keine Zeit, sich durch das Ende des Ausstandes zu neuen Freudenfesten stimmen zu lassen. Locken denn nicht genug andere Weize? In einem Jahr sollen die neuen Handelsverträge in Kraft treten. Sie werden in viele industrielle und kommerzielle Verhältnisse eine Umwälzung bringen, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Also, sagt der Börseman und mit ihm ein großer Theil des Publikums, wird man sich, so

lange die alten Verträge noch gelten, mit verzehnfachtem Eifer bemühen, Abschlüsse zu erreichen, rasch zu fabriziren und zu exportiren, um bis zu der Stunde, die den Wandel der Handelspolitik fühlbar macht, noch möglichst viel zu verdienen. Ein zweites Moment, das simulirend wirkt, ist die Hoffnung auf einen nahen Friedensschluß. Täglich wird mit solcher Sicherheit behauptet, der Zar und der Mikado seien zum Frieden bereit, daß mans schließlich glaubt. Und kommt es wirklich dazu, dann ist eine neue Kurssteigerung ja so gut wie gewiß. Kein Friede ohne Hauffe, jagt man; jedes Land, das nach einem Krieg von ernsthafter Bedeutung und langer Dauer Frieden schließt, muß nicht nur das Kapital mit billigen Anleihen, sondern auch die Industrie mit theuren Aufträgen erfreuen. Im Grunde ist die selbe Geschichte wie mit dem Strife. Wider alles Erwarten hat der Krieg die Hauffe nicht gehemmt. Geht er aber zu Ende, dann ist erst recht Anlaß, den Segen des Friedens mit einer kräftigen Erhöhung der Kurse zu feiern.

Werkwürdig ist nur, daß man viel mehr an Ostasien denkt als an Rheinland-Westfalen. Man hätte doch Grund genug, sich mit der im Ruhrrevier entstandenen Situation ernstlich zu beschäftigen. Sie ist nicht etwa nur für den Sozialpolitiker, sondern auch für den praktischen Geschäftsmann von beträchtlicher Wichtigkeit. Was in diesem Jahr an der Ruhr geschah, ist kein kleines Wunder. Ein Hiesestrife, der fast vier Wochen dauerte, ist ohne irgendwie gefährliche Ruhestörungen beendet worden. Alle Sympathien waren auf der Seite der Arbeiter. Die Noth wird nicht allzu groß werden, denn manche Zechen haben ihren Belegchafoten schon Vorschüsse gewährt und dieses gute Beispiel wird hoffentlich allgemein nachgeahmt werden. Trotzdem der Strife diesmal mitten im Winter, nicht, wie 1889, im Mai begann, ging die Kohlenversorgung ruhig weiter und der Kohlenpreis stieg nicht. Sind diese Thatfachen nicht lehrreich? Wer daran zweifelt, möge die Geschichte des neunundachtzigjährigen Ausstandes studiren. Damals hatten wir weder ein Kohlenyndikat noch ein Kohlenkontor. Als die Förderung wieder begonnen hatte, steigerten einzelne Zechen im Laufe von acht Tagen die Preise um hundert Prozent. Für einen Waggon Wiesereifokts, der im Mai noch für hundert Mark zu haben gewesen war, wurden im nächsten Winter mindestens dreihundert verlangt und bezahlt. Jetzt sehen wir ein ganz anderes Bild. Während der Strifewochen versorgte das Kohlenkontor, trotzdem es in seine Verträge natürlich die Strifeklausel aufgenommen hat, seine Kundschaft mit Kohle, deren Preis nicht erhöht war, die nur die durch Bahnfracht und Lagerung etwa entstandenen Spesen zu tragen hatte. Um den Werth dieser Leistung zu ermessen, muß man sich erinnern, welchen Bereich das Syndikat dem Kohlenkontor als Bezugsphäre angewiesen hatte. Den ganzen Rhein, Süddeutschland, Elsaß-Lothringen, Holland, die Schweiz, Alles, was von der Ruhr aus verschiffbar ist, ferner die gesammte Streckenverbindung südlich von Koblenz: für diesen ganzen Arbeitskomplex war das Kohlenkontor zuständig. Freilich konnte es zu wirklichem Kohlenmangel nicht kommen, weil — ich sagte es hier schon, ehe der Strife begann — die Lager überfüllt waren und für lange Zeit ausreichen. Vor sechzehn Jahren aber nutzten die Zechen die Gelegenheit strupellos aus; jetzt hat die Syndikatsleitung dafür gesorgt, daß die Marktlage unverändert blieb. Interessante Einzelheiten werden erzählt. So hatte, zum Beispiel, schon in der ersten Strifewoche die Firma Heyl in Worms Anerbietungen erhalten, auf die sie, vielleicht in dem Glauben, die Arbeitseinstellung werde nur ein paar Tage dauern,

nicht einging. Als sie dann die Nothwendigkeit einer umfassenden Sorge erkannte, waren ihre Deckungsordres nicht mehr so schnell auszuführen. Und nun spielte der Zufall seltsam: an dem selben Tag, wo der Freiherr von Hepl im Reichstag eine ziemlich scharfe Rede gegen das Syndikat hielt, wurde seiner wormser Firma eine ganze Schiffsladung vom Kohlentontor zur Verfügung gestellt. Die Vorgänge dieses einen Tages mügen beiden Theilen eine Ueberraschung bereitet haben. Das Syndikat hat, nach der neuen Einteilung in Reviere, übrigens noch andere Kohlentontore; eins in Dortmund, eins, für das siebenzehnte Revier, mit dem Sitz in Kassel, von wo aus Thüringen versorgt wird, aber kein zweites von der Größe des Hauptkontors, dessen Bezirke ich soeben aufzählte. Nirgends hat man versucht, eine Preissteigerung zu erreichen. Undenkbar ist ja nicht, daß im Syndikat, gegen Kirdorfs kluge Politik, der Wunsch, die Preise zu erhöhen, sich noch durchsetzt. Auch dann aber braucht das größte Kohlentontor diese Schwenkung nicht mitzumachen; es kann ruhig zu den bis jetzt geltenden Bedingungen weiterliefern und sich einfach an die festen Anstellungen halten, die es vom Syndikat bekommen hat.

Diese Frage kann leicht wichtig werden. Im Syndikat hat jede Sache Stimmrecht; die Gemäßigten können bei Abstimmungen also auch einmal unterliegen. Und die Zahl der Besenbesitzer, die für die Jahreslieferung 1905/6 eine Preiserhöhung um fünf Mark wünschen, soll, wie ich höre, nicht klein sein. Möglich, daß sie bald einen dahin zielenden Antrag stellen. Die Beseitigung der Vorschrift, nach der die Förderung um zwanzig Prozent einzuschränken war, wird zwar den durch den Strife bewirkten Ausfall in ein paar Monaten wieder einbringen. Doch die Herren haben vier Wochen lang nichts verdient und möchten als gute Kaufleute nicht nur den Ausfall an Produktion, sondern auch den an Geld schnell wieder einholen. Dagegen wäre nicht viel zu sagen, wenn sich um einen anderen, nicht so allgemein unentbehrlichen Bedarfsartikel handelte. Hier aber geht's um die Kohle, die Jeder braucht, der Vermöge wie der Reichste, und deshalb ist die Oeffentliche Meinung geneigt, zunächst einmal zu prüfen, ob die Verluste, die auf Kosten der Verbraucher ausgeglichen werden sollen, nicht am Ende durch eigene Schuld der jetzt Leidtragenden herbeigeführt waren. Ich könnte diese Frage nicht verneinen. Seit Jahr und Tag wären die Besenbesitzer verpflichtet gewesen, die Uebelstände zu beseitigen, die allmählich die Erbitterung der Belegschaften bewirkten. Aber die leitenden Herren wußten von Alledem nichts, weder von den Mißständen noch von der Erbitterung; und das Schlimmste war, daß auch die Bergbehörde über die Stimmung nicht orientirt war. Vielfach glaubte man auch, auf einem Herrenstandpunkt verharren zu können, der heutzutage nun einmal nicht mehr haltbar ist. In der Brochure, die der Bergmeister Engel über den Anstand veröffentlicht hat, fand ich die folgenden Sätze: „Als Argument zu Gunsten des Kontraktbruchs wird sehr oft der Umstand angeführt, daß das einzige Kapital des Arbeiters seine Arbeitskraft sei. Das trifft zu. Im Gegensatz zum Unternehmer hat er aber einen unermeßlichen Vortheil dadurch, daß dieses einzige Kapital das mobilste ist, das man sich denken kann. Der Unternehmer hat seine Anlage geschaffen und ist damit an einen festen Platz gebunden. Er bleibt an die Scholle gefesselt, wenn die Verschäbung der Betriebsverhältnisse seinen früher lohnenden Betrieb zu einem unlohnenden macht.“ Es ist wirklich schwer, solche Aeußerungen mit ernster Miene anzuhören. Man stelle sich vor, ein Direktor der Deutschen Bank jagte zu seinem jüngsten Klassen-

boten: „Sie haben einen unermesslichen Vortheil für sich, wenn Sie Ihre Stellung meiner vergleichen. Sie sind mobil und können eben so gut wie bei uns morgen auch bei der Diskontogesellschaft oder bei der Darmstädter Bank die Wege besorgen. Mir ist solcher Stellungswechsel ver sagt. Ich bin nun einmal an diesen Bankpalast gefesselt und könnte, wenn ich wollte, nicht anderswo eintreten.“ Das klinge wie bitterster Hohn. Herren von so rückständiger Weltanschauung haben nicht das Recht, sich von den Folgen ihrer Fehler durch Preissteigerungen zu entlasten. Ganz richtig, sagt nun Maucher; dann aber muß also der Aktionär diese Folgen tragen, der an den Fehlern doch unschuldig ist. Mir scheint er nicht so unschuldig. Die Aktionäre könnten ihr Stimmrecht in den Generalversammlungen auch zur Kontrolle der Betriebseinrichtungen benutzen und dafür sorgen, daß der Arbeiter gerecht und human behandelt wird. Kümern sie sich aber nur um die Dividende, dann ist es auch nicht unbillig, daß sie die von Direktion und Aufsichtsrath gemachten Fehler mitsüßen.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Kohlenyndikates wird noch immer nicht hoch genug geschätzt. Der Nutzen, den es der Allgemeinheit bringt, ist viel, unendlich viel größer als die Summe aller Fehler, die es mitunter macht. Gerade deshalb würde ichs als ein Unglück betrachten, wenn die hitzigeren Elemente in Essen die Oberhand gewinnen. Falsch war schon, daß die leitenden Männer, an deren Spitze doch der vom Professor Schmoller neulich mit Recht so gerühmte Geheimrath Kirdorf steht, den Mitgliedern in der Behandlung der Auslandsgefahr völlige Freiheit ließen. Dieser falsche Schritt hat ja auch sehr unangenehme Folgen gehabt. Hoffentlich wehren die Herren Kirdorf und Genossen sich mit äußerster Energie gegen das unverständige Streben nach einer Preissteigerung. Sie werden jetzt endlich gemerkt haben, wie ungünstig dem Syndikat in der Regierung und in den Parlamenten die Stimmung ist. Das Gesetz gegen die Versuche, Zeichen stillzulegen, sieht freilich schlimmer aus, als es ist. Erstens ist die Hauptarbeit auf diesem Gebiet schon getan und kaum anzunehmen, daß in nächster Zeit noch viele Zeichen außer Betrieb gesetzt werden sollten. Und zweitens ist die Anwendbarkeit solcher Gesetze gewöhnlich nicht so bequem, wie man vorher dachte. Wer hat denn die Verbände in der Cementindustrie gehindert, einzelne Fabriken zu kaufen und zu schließen? Wer schalt den Freiherrn von Stumm, als er in benachbarten Hütten Konkurrenzbetriebe einstellte? Auch dadurch wurden doch Arbeiter geschädigt. Kein Mensch aber sprach in der Öffentlichkeit damals ein tadelndes Wort.

Wer gegen das Syndikat schreibt, ist des Beifalls sicher. All die Herren aber, die seit Monaten solche Artikel schreiben, müßten, um das Zimmer, in dem sie am Schreibtisch sitzen, zu heizen, viel mehr Geld ausgeben, wenn das Syndikat nicht die Preise gehalten hätte. Auch die dem Kohlenkontor gemachten Vorwürfe sind meist übertrieben, oft sogar gänzlich unbegründet. Früher kontrahirte das Syndikat nur mit den großen Verbrauchern und mit den Händlern. Die essener Centralstelle fragte nicht, ob die Händler mit Schaden oder mit unersparnismäßigen Nutzen verkaufte; sie konnten mit ihrer Waare machen, was ihnen beliebte. In Essen war man zufrieden, wenn jede Firma, die grüßte wie die kleinste, eine Kauon gestellt hatte, deren Höhe durch die in den nächsten sechs Wochen zu liefernde Quote des Gesamtabchlusses bestimmt wurde; jeder Fünfzehnte war Zahltag. Was war die Folge? Ein höchst unheilvoller Wettbewerb zwischen den einzelnen Händlern. Als dann die Gründung des Kohlenkontors wahrscheinlich

wurde, suchte jeder Händler sich eine möglichst hohe Kontingentierung zu sichern. Das, hoffte er, sei zu erreichen, wenn er mit hohen Umsatzziffern paradien könne: und so lieferte man schließlich zu jedem Preis, um nur ja recht viele Umsätze zu machen. Bei der Gründung des Kohlenkontors ging das Syndikat von sehr klugen und nützlichen Erwägungen aus. Das Kontor sollte Dreierlei sichern: statt der schwankenden Konjunkturpreise feste Sätze auf der Basis der Syndikatsverträge; angemessene Schlepplöhne; und drittens vernünftige Schiffsfrachten. Auf all diesen Gebieten war aber vorher so leichtfertig geschleudert worden, daß die Abnehmer, als plötzlich die erhöhten Sätze galten, sich ungebührlich ausgebeutet glaubten. Das ist nicht schwer zu verstehen. Fortan konnte man eben nicht mehr den einen gegen den anderen Verkäufer auspielen; die persönlichste Art der Verhandlung war überhaupt kaum noch bequem zu erreichen. Und natürlich arbeitete das neue Kontor nicht sofort mit der wünschenswerthen Exaktheit; so glatt wie später ging es anfangs mit den Abschlüssen nicht. Jede neue Organisation muß sich einleben, ehe sie ohne Mängel funktioniert. Heute reisen die Leiter der Kontore zu ihren großen Kunden und besprechen mit ihnen müßlich Bedarf und Bedingungen; ganz wie es früher die Händler thaten. Daß man den Abnehmern verbot, von outsiders zu kaufen, war, wie mir scheint, ein Fehler. Dieses Verbot hat nicht viel zu bedeuten, ist ziemlich überflüssig und sieht von Weitem wie Tyrannei aus. Thatsächlich trifft es aber nur die Fischen Gladbeck und Freie Vogel, ist im Grunde also nicht der Rede werth.

Das Syndikat hat die Kohlenproduktion, das Kontor hat den Kohlenhandel und die Kohlenverschiffung sachgemäß regulirt. Ehe es ein Syndikat gab, hatten Händler und Konsumenten mit vielen Fischen zu thun und die üblen Folgen dieses Zustandes waren sehr fühlbar; jetzt arbeiten sie mit einer Centralstelle. Ehe es ein Kohlenkontor gab, mußten die Konsumenten mit einer ganzen Schaar konkurrierender Händler rechnen; natürliche Folge: bald hohe, bald niedrige, aber niemals feste Preise. Die Behauptung, für das Publikum sei es besser, unter vielen Händlern wählen zu können, scheint mir eine billige Phrase, gegen die alle Thatfachen des Wirtschaftslebens zeugen. Und daß der Arbeitsmarkt dieses ungeheuren Gebietes durch die neuen Organisationen in einem früher für unerschöpflich gehaltenen Umfang gesichert ist, dürfte dem Sozialpolitiker auch nicht gleichgiltig sein.

War der Strike nun für die Produzenten ein Unglück? Ganz einfach ist die Antwort nicht. Die überfüllten Lager sind während des Ausstandes zum allergrößten Theil geleert worden und für die Industrie, die Eisenbahnen und den Hausbrand ist jetzt nur der weitere Bedarf, nicht ein Ausfall, zu bedenken. Mancher Beobachter wird finden, diese Entwidlung der Dinge sei eigentlich als ein unerhoffter Glücksfall anzusehen.

Pluto.



Hof und Dom.

Shierarchie und romantischer Kunstbilletantismus haben den Dombau wieder aufgenommen. Der gothische Dom ist der katholisch-kirchlichen Frömmigkeit des Mittelalters, so zu sagen, auf den Leib zugeschnitten; als diese eine Veränderung erfuhr

als die Menschheit anfing, in den Banden der allbeherrschenden Kirche sich nicht mehr behaglich zu fühlen, erlahmte auch der Trieb, Gebäude hinzustellen, die eben nur dieser Art von Frömmigkeit entsprachen. Friedrich Wilhelm der Vierte, ein Monarch, in dem der religiöse und der Kunstsinne leider härter waren als der geschichtliche und besonders als der politische Sinn, hat dem Bau durch erkleckliche Summen Vorstoß geleistet. Sein religiös-ästhetischer Sinn machte ihn dem Plan geneigt; wenn religiös-ästhetischer Sinn ein solcher ist, der mehr Geschmack für Religion als wirkliche Religion hat, der mit der Frömmigkeit spielt und in der Kunst frömmelt, der, statt Eins dem Andern die Hand reichen zu lassen, Eins durch das Andere verfälscht. Der neue Dom wird nun als eine kolossale Lüge dastehen, als ein unerfreuliches Denkmal der inneren Unklarheit, des in Religion und Kunst gleich gedankenlosen Dilettantismus unserer Zeit. Unjere Frömmigkeit hat jetzt etwas Künstliches. Wäre sie noch recht naturwüchsig, so machte sie auch die Fehlgänge nicht, die wir sie jeden Tag machen sehen. Sie baute nicht für den protestantischen Gottesdienst in gothischem (Das heißt: katholischem) Stil; noch weniger würde sie protestantische Kirchen mit gemalten Fenstern zieren. Daß der Geistesklarheit des Protestantismus nur das helle, ungebrochene Licht farbloser Scheiben, nicht das dämmernde Hell Dunkel der bunten Fenster angemessen ist, bedarf keines Beweises. Dennoch will ich den gemalten Fenstern, so weit Reste davon in protestantischen Kirchen noch vorhanden, also herkömmlich sind, nichts anhaben; nur neue malen und einsehen zu lassen, halte ich, wenn es nicht versteckte Katholiken sind, die sie fielen, für ein Handeln Solcher, die nicht wissen, was sie thun. Wenn es gelänge, die gemalten Scheiben auch aus der protestantischen Predigt zu verbannen: wer weiß, ob ich nicht wieder ein Kirchgänger würde?

David Friedrich Strauß.

Die ganze Sehnsucht nach einem Dom in Berlin ist bezeichnend Was ist ein Dom? Doch wohl ein kirchlicher Bau von höherer Bedeutung als die gewöhnliche Pfarrkirche. Dom, Münster, Kathedrale nennt man jene katholische Kirche, der ein Bischof vorsteht. Einen Bischof hat die protestantische Kirche nicht, wenigstens nicht im Sinn des Katholizismus. Den berliner Dom kann man nur als Bischofskirche des preussischen Summe-episcopates betrachten. Aber der summus episcopus, der König, verrichtet in der Kirche keinerlei kirchliche Handlung. Er ist in ihr Gemeindeglied, ein vornehmer; aber kein Priester. Er ist nicht einmal ein Geistlicher. Er hat keine Schaar von Ministranten und Sängern um sich und liebt kein Hochamt. Er braucht keinen Chor und betritt diesen nicht, um das Abendmahl zu spenden, sondern nur, um es zu nehmen. Das, was in der katholischen Kirche der Zielpunkt ist: das köstlich reich entwickelte Chorchaupt, fällt hier fort. Schon Schinkel (und nach ihm Andere) suchte an dessen Stelle aus künstlerisch formalen Gründen eine Halle zu setzen, die er in seinem Domentwurf, im Gegensatz zu dem dreißchiffigen Langhaus, der Predigtkirche, als Abendmahlkirche bezeichnete. Friedrich Wilhelm der Vierte ließ den Dom nach eigenen Gedanken durch Persius und Stüler als jünichschiffige Basilika für die eigentliche Kirche ausbilden und fügte einen anstoßenden, jenem von Pisa nachgebildeten Campo Santo, einen Kreuzgang mit Gruftkapelle hinzu. Der Dom wurde begonnen; aber die Revolution unterbrach den Bau, der dann lange Zeit nicht wiederaufgenommen wurde. Die Romantik, die ihn geplant, und der Idealismus, der ihm Form gegeben hatte, waren Beide zusammen nicht stark genug, um ein Werk zu vollenden, dem der innerste Zweck fehlte. Und wohl keiner, der den Plan des Königs kennt, wird bedauern, daß er nicht ausgeführt worden ist.

Cornelius Gurliitt.

Architektur ist die Kunst, welche die vom Menschen zu irgend einem Zweck errichteten Bauwerke so anordnet und schmückt, daß ihr Anblick geeignet ist, zur Kraft, Gesundheit und Freude seiner Seele beizutragen. War es nothwendig für die Durchführung des moaischen Gesetzes, daß mit dem Gottesdienst im Tempel oder Tabernakel Kunst und Pracht verbunden war? Mußten so viele Messingspangen und silberne Säulenfüße dabei sein? Vergoldungen und Schnitzarbeit in Cedernholz? Eine fürchtbare Gefahr lag darin; die Gefahr, daß den ägyptischen Leibeigenen die so angebetete Gottheit den Göttern verwandt scheinen konnte, die sie mit ähnlichen Prunkgaben geehrt sahen. Wegen diese Gefahr gab es ein Mittel, das uns sehr einfach dünkt: der Gottesdienst mußte all der prächtigen Hüllen entkleidet werden, die nur die Sinne entzücken und die Einbildungskraft erregen. Muß die Stützhütte denn glänzend sein, um die Herrlichkeit des Gottes erkennen zu lassen? Wer den Armen giebt, wer im Sinn des göttlichen Gebotes tugendhaft lebt, bringt dem Herrn ein würdigeres Opfer als Einer, der den Tempel schmückt. Nicht die Kirche brauchen wir, sondern die freie Hingebung; nicht die Gabe, sondern den Willen zum Geben. Jede unangebrachte Prachtentfaltung, die doch nur Selbstbespiegelung ist, soll man bei solchem Wert vermeiden. Der Bau soll still und tief wirken. Solchen Eindruck erreicht man am Sichersten durch gute Ausführung; dadurch, daß auch die einfachste Steinarbeit kein berechtigter Tadel treffen kann.

John Austin.

Auf Julians Geheiß sollte der alte, weit und breit berühmte Tempel zu Jerusalem, in dem einst Salomo so großartige Opfer dargebracht hatte, sich aus seinen Trümmern wieder erheben. Der Kaiser selbst wies bedeutende Summen dazu an und aus allen Theilen des Reiches flossen die Beiträge der Gläubigen zusammen. Da hemmte, wie es heißt, ein schreckliches Wunder die Fortsetzung des Baues. Ein überflüssiges Wunder; denn der Umschwung der Dinge nach dem Tode Julians hätte dem romantischen Dombau von selbst ein Ende gemacht.

David Friedrich Strauß.

Der König hat zum Ordensfest diesmal einige Ueberraschungen vor; neuen Prunk. So hatte er Herolde in mittelalterlichen Trachten bestellt, aber bald wieder, in Rhythmus über die Kammern, abbestellt. Er besucht Werkstätten der Künstler, giebt Aufträge, macht Einkäufe; Alles mit romantischem Eifer, doch ohne feste Gedankenrichtung und Geschmack. Der Prinz von Preußen spottet bitter darüber. Krummacher hielt am Sonntag in der Dreifaltigkeitskirche eine durch und durch weltliche Predigt, schalt Berlin ein Sodom und Gomorrha und lobte den König als den ersten Fürsten der Welt, das Muster eines frommen, gottbegabten, staatsmännisch weisen Regenten. Ueber diese plumpe Schmeichelei schüttelt sogar der Kaiser den Kopf.

Karl August Barnehan von Ense.

Friedrich Wilhelm der Vierte sagte den glücklichen Gedanken, an der Stelle des unscheinbaren siberianischen Domes im Lustgarten eine reiche Kathedrale zu errichten, das prächtigste Gotteshaus der seltländischen Protestanten, zum würdigen Abschluß des schönen Straßenzuges vom Brandenburger Thor her; doch die Jahre vergingen über Entwürfen und Segenentwürfen und zuletzt ward nichts vollendet als der kostspielige, in das Bett des Flusses hineingeschobene Unterbau der Chorabschlüsse, so daß die Berliner höhnten, hier wachse das theuerste Gras von Europa. Es war eine herbe Enttäuschung; denn dieser Dom sollte die Krone werden über die dreihundert Kirchen, die der fromme Monarch in zwei Jahrzehnten theils wiederherstellte, theils neu erbaute. Seine Neubauten verleugneten nirgends den heinen Geschmack des Bauherrn, doch erschienen die meisten nur wie leicht hingeworfene Zeichnungen eines geistreichen Dilettanten, ohne Kraft und künstlerische Durchbildung. . . In Schinkels Altem und Stülers Neuem Museum spie-

gelte sich der Charakter der Regierungen des dritten und des vierten Friedrich Wilhelm treulich wieder. Dort einfache Würde, ruhige Hoheit; hier ein anspruchsvoller alexandrinischer Prachtbau, der dem Auge nirgends ein Gesamtbild darbot; die Räume, trotz mannichfachen Einzelschönheiten, bunt, unruhig, überladen. Der neue Generaldirektor war ein gelehrter Kenner der kirchlichen Alterthümer und sorgte unter des Königs unmittelbarer Leitung eifrig für die Vermehrung der Sammlungen; für die Kunst der Lebenden zeigte er kein Verständnis. Als die akademische Prachtausgabe der Werke Friedrichs vorbereitet wurde, verstand es sich schon von selbst, daß nur Menzel den Auftrag zur Ausführung der zweihundert Bignetten erhalten konnte. Dem Monarchen aber war offenbar nicht recht geheuer bei dem Realismus und der kriegerischen Kraft dieser friederizianischen Bilder; er besprach sich niemals mit dem Künstler, ließ sich niemals einen Entwurf vorlegen, obgleich er doch sonst so gern in der Kunst disettekte. Während der sechsjährigen Arbeit erhielt Menzel vom Hof nur die einzige Weisung, daß keine Signette die Höhe von zwölf Centimetern überschreiten dürfe. An wahrhaft genialen Baumeistern besaß diese Zeit nur einen: Gottfried Semper; und ihn versuchte König Friedrich Wilhelm seltsamer Weise nie für sich zu gewinnen. Die neue Zeit, die so oft verkündete, zeigte sich Jedem handgreiflich in der geschmackvollen Pracht des neuen Hofes. Der König liebte, in reichen, vier- oder sechsspännigen Wagen dahinzufahren; er gab der Hofdienerschaft schöne silberne, mit schwarzen Adlern gestickte Kragen an ihre Uniformen, den Vagen wieder die malerische rothe Tracht aus den Zeiten Friedrichs des Ersten, den Marschällen der Landstände Marschallsstübe, den Professoren der Universitäten würdige Salare; die Ritter vom Schwarzen Adler ließ er im Kapitel wieder die rothen Ordensmäntel anlegen und die Richter des Rheinlandes wollte er nicht anders als in der feierlichen Robe der französischen Magistratur vor sich sehen. Das Alles war ihm mehr als Form; er hielt sich verpflichtet, das Königthum von Gottes Gnaden und alle seine Diener wieder in standesmäßigem Glanz auftreten zu lassen. Als ihm General Thile einmal vorstellte, die Einfachheit der preussischen Monarchen, namentlich Friedrich Wilhelms des Dritten, hätte allgemeine Ehrfurcht erweckt, die neuen, glänzenden Formen würden vom Volk nicht verstanden, ja, vielleicht für theatralisch gehalten werden, da dankte er dem treuen Freund für seine Offenheit und erklärte: „Dennoch können offenbare Irrthümer mich in meinen Ansichten nicht wankend machen. Gewiß ist, daß viel, sehr, sehr viel Anstand verloren gegangen ist. Das ist, weit entfernt, mich zu veranlassen, so fortzufahren, die Ursache, warum ich den Anstand und als solchen Zeichen verliehener Würden wieder einführe. Darum die Amtstracht des Magnifikus und der Professoren, darum die Amtstracht der Richter, darum den Marschällen Marschallsstübe. Bei der Landtagsöffnung werde ich mir, wie bei der Zubisung, die Reichsinsignien vortragen lassen. *Suum cuique.*“ Dem königlichen Marceus wurde das grausame Schicksal, daß er nur an einer Stelle, in Potsdam, Werke hinterließ, die sein eigenstes Wesen der Nachwelt getreu überliefern. Für Berlin reichte eine solche mehr schmückende und spielende als schöpferische Kunstthätigkeit nicht aus. Sollte der Kunst der Hauptstadt die verheißene neue Blüthezeit erscheinen, so mußten monumentale Bauten von mächtiger Eigenart den Werken Schütters und Schinkels gegenübertreten, die den architektonischen Charakter Berlins bisher bestimmt hatten; und dieser Aufgabe war der unruhige Geist Friedrich Wilhelms nicht gewachsen.

Heinrich von Treitschke.

Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructionen.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Spe-
cialitäten in allen practischen
Grössen und zu den mässigsten
Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Referendar u. Dr. jur. **Vorbe-**
reitung

Persönliche Anfragen täglich 11—12^{1/2} Uhr.
Dr. Wittstein, Berlin N., Tieckstrasse 37 pt.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gasse, Köln a. Rh. No. 70



**Photograph.
Apparate**

zur bekannte
Marken Goerz Kodak
Lloyd etc. unter voller Garantie

**Gegen geringe
Monatsraten**

Bial & Freund **Breslau II**

Reichsstr. Preussch. N° 2410 perfo-akasterfm

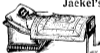
Das Germanentum und sein Verfall.

Eine rassenpolitische Studie von Max Engelmann.

490 S. 8°. M. 6,50, geb. M. 7,50.

Ist es reiner Zufall, dass die Sozialdemokratie nur in christlichen Ländern gedeiht? —
Engelmann findet im Christentum die wahre, geistige Mutter der Sozialdemokratie. Es sei
ein Fluch für das wahre Germanentum und der Todfeind aller Edelrassen. Die Unter-
suchungen des Verfassers werfen ein ganz neues Licht auf die Rassenwerte unseres
Volkes, auf Gedankenfreiheit, Wahlrecht, Judentum etc.

FRIEDRICH FUNCKE, Verlag, Stuttgart. Prospekt frei.



Jaekel's Neues Banket-Sofa-Bett

90 cm Bettbreite, kein Abrücken von
der Wand nötig, bequem zusammenleg-
bar. Kein Eisengestell. Solide Ausführung.
Preisliste Abt. I. gratis u. franko.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
Berlin, Markgrafstr. 20. München, Blumenstr. 49.

Gartenbesitzer u. Blumenfreunde
wird es interessieren, dass ein neues Katalog-
Gartenbuch von M. Peterseim's Blumen-
gärtnereien im Erlurt erschienen ist. Es wird
eingeleitet mit den Worten:

„Auch das Beste was wir bilden
bleibt ein ewiger Versuch.“

Das Katalog-Gartenbuch wird — man wende
sich direkt an die Gärtnereien Peterseim —
kostenlos versandt.

„Observer“

Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,

liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospekte gratis.

Zur gefl. Beachtung.

Ein Anastigmat

ist bekanntlich das qualitativ am höchsten
stehende Objektiv, der allgemeinen Verwendung
stand bisher nur der hohe Preis hindernd im Wege. Seit kurzem werden jedoch die be-
kannnten Union-Cameras der Firma **Stöckigt & Co.** Dresden-A. ausschließlich mit
Anastigmaten ausgerüstet und da diese Apparate unter erleichterten Bedingungen erhält-
lich sind, dürfte sehr bald manches minderwertige Objektiv verdrängt sein. Im Übrigen
verweisen wir auf die Beilage in unserm heutigen Blatte, der wir freundlichst Beachtung zu
schenken bitten.

Außerdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der Verlagsbuch-
handlung **L. Staackmann** in Leipzig beiz. des Werkes

Asmus Sempers Jugendland

von **Otto Ernst.**

Wir bitten beiden Prospekten freundlichst Beachtung schenken zu wollen.

Warum ist
Poetko's Apfelwein der Beste?

Weil er keine Wasserpantscherel treibt!
Weil er nur vorzüglichst. Obst u. grösste
Forsfalt auf die Herstellung verwendet!
Weil er nur naturreinen Saft versendet!

Darum ist
Poetko's Apfelwein der Beste!

Von 55 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à
50 Pf. pro L. ab hier geg. Kasse od. Nachn.

Ferd. Poetko, Guben 18.

Gebüts Apfelweinkelterei Norddeutschlands

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Aufrischung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöge
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Devise: Qui viva, viva.
Seeben gelangte zur Ausgabe das
5. Tausend von

Mixed
pickles.



Gereimte
Satiren

von **A. O. Weber.**

== Gebettet 2,-, gebunden 3 Mk. ==
Verlag v. Carl Freund, Berlin W. 15.

P. P. Liebe

Verfasser der „Seele „ Aristokraten“ etc.
zeigt an, dass er **Charakter, Innenleben,** die
Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer **Hand-**
schrift erforscht. Distinguierte eingeschränkte
Praxis seit 1880. Kombinierte Original-Me-
thode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-
Analysen des Entdeckers der **Psychographi-**
ologie unterscheiden sich streng von alltä-
glichen Handschriftenbeurteilungen. Mass-
gebende, ausführliche Anerkennungen aus den
Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen,
die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis
reist als der Kitzel der Sensation mögen
brieflich anfragen. Sie empfangen frei und
unverbindlich: die **Bedingungen** für
Charakterbeurteilungen und intensiv anregende
Broschüre.

Adr.: **P. P. Liebe, Schriftsteller, Augsburg.**

VERFASSER v. Dramen, Uebersetz.

Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Moderne Verlagshaus Carl Witzold.

Billige Briefmarken. Preisliste
gratis.
Rud. Keit, Gabloux a. N., Austria.

Dr. med. A. Smith'sches

Ambulatorium für Herz- und Nervenranke

Köln * BERLIN W. 66, Potsdamerstr. 52 * Hamburg

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

TELEPHON: AMT VI, 24.

BERLIN SW.

PROSPEKTE GRATIS!

Sanatorium Königgrätzerstrasse 105

Lage mitten im Garten in grösster Ruhe - Leitender Arzt Dr. med. PRITZEL.

Vornehme, erstklassige Heilanstalt mit 65 Krankenzimmern :: Gesell-
schaftsräume :: Baderabteilung für Wasser- und Lichtbehandlung ::
Räume für Gymnastik und Elektrotherapie :: 2 Operationsäle :: Dampf-
heizung :: Elektr. Beleuchtung :: 2 Fahrstühle :: Vorzügliche Küche ::
Diätkuren jeder Art :: 3 Anstaltsärzte, von denen ständig einer anwesend ist.

Offene Anstalt für Nervenranke Naunhof b. Leipzig

inmitten ausgedehnter Staatswaldungen.

Spezialabteilung für jugendliche Psychisch-Nervöse besserer Stände.

Aller Komfort: Elektrische Beleuchtung, Warmwasserzentralheizung, vorzögl. Trink-
Wasserleitung; alle modernen Kurmittel. Prospekte vom ärztlichen Leiter **Dr. H. Gütze.**

Telegr.: Dr. Gütze, Naunhof.

Tele.: Leipzig 3783, Naunhof 36.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Erbkonzert. Schlichter u. Solider Gefühlskennt. Hügel- u. Pianino-
Fabrik. Bülowstr. von 400 Mk. an bis zu den besten Kasperl-Pianos zu 600, 750 Mk. u. Hügel
von 950 Mk. an. Gebräute Pianos 250 Mk. Schöne Hügel ca. 950 an. berühmter **Bechstein,**
Hesse, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons, auch billig gar viele, neu und
gebrannt, eben ohne Zerstörungen. Große Auswahl. Solange Zahlungsebedingungen. Mühe-
kostenlos gratis und franco.

Schramm & Echtermeyer **DRESDEN** Cigarren Habana-Import.
 Landhausstraße 27
 Circa 400 Sorten
 Gegründet 1835. Lieferanten vieler Hofhaltungen und Offiziers-Kasinos.
 Seit 70 Jahren durch reellste Bedienung und billigste Preise bekannt!

Harmoniums

der Firma **Schledmayer**-Blasfabrikfabrik Collierfabrik
 Dr. Wajchelt h. Maifres und Közigs, Berlin, Bülow-
 strasse 46. Anrkannt von den ersten Welt-Histori-
 cischen. Juxstellige Piano- und Rhythorgeln von

20. 180 m. Man verlange den illustrierten Katalog gratis und franko.



Herz, in Sklavenketten

reich illustriert M. 4.—

Reich illustrierter Katalog über mittelalterliche
 Rechtspflege, Flagellantismus, Strafen,
 Inquisition, Mönchs- und Nonnenwesen etc.
 50 Pl. in Marken.

Jaeger - Versand, Leipzig - Probstei 15.

Gewerbe-Akademie Berlin

mit akademischen Kursen zur Ausbil-
 dung von Ingenieuren für Maschinenbau,
 Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau.

Technikum Berlin

Fachschule z. Ausbildung v. Technikern.
 Programme kostenlos.

Berlin W. Königgrätzerstr. 90.

HERREN

nehmen zur Kräftigung

Yumbhoa-Elixir

Vorrätig à Fl. 3 Mk. in der

MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG, 178

Depot in Berlin: **Salamon's-Apothek.**

MIRALITHIN
 IST FÜR
MÄNNER
 EIN HERVORRAGENDES
 KRÄFTIGUNGSMITTEL
 bei Neurasthenie u. Schwachzuständen.
 Zu haben in den Apotheken, Versand durch:
Apoth. zum roten Kreuz, Berlin N., Chausseestr. 118
Dr. I. Brühlhaidt's Apoth., Berlin K., Oranienburgerstr. 37.
Wrangel Apotheke, Berlin S.O., Wrangelstr. 108.
Arcona Apotheke, Berlin N., Arconaplatz 3.

Bestellungen

auf die

Einbandede

zum 49. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—15. I. Quartal des XIII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
 Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung
 entgegengenommen.

Kurt Schaefer

BERLIN W. Kronenstr. 49 I.

Cotillon- und Carneval-

Artikel.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

„Pilsner Urquell“ ist der eingetragene Wortschutz des Bürgerl. Bräuhauses in Pilsen, wozu es zu achten bitten. Versand in Geböden, Flasche u. Tönnehen - Siphons durch die Repräsentanten in Berlin SW., Breslau, Stettin und Hannover:

F. & M. Camphausen



„Salem Aleikum“ Wort u. Bild bezi. Form u. Schrift b. Krone sind gesetzl. gesch. Vor Nachahm. w. gewarnt.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Sonnenspektrum wie Sonnen

„Salem Aleikum“

Garantiert naturrelle türk. Handarbeits-Cigarette. Tiefe Uigarette noch nur 10ct, ohne Harz, ohne Modifizierstoff verfaßt. Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität nicht Konfektion bezahlen.

Die Nummer auf der Uigarette deutet den Wert an. Nr. 3 heißt 3 Pf., Nr. 4: 4 Pf., Nr. 5: 5 Pf., Nr. 6: 6 Pf., Nr. 8: 8 Pf., Nr. 10: 10 Pf. per Stief.

Nur Acht, wenn auf jeder Uigarette die volle Inschrift: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Dresden.

Inhaber: Hugo Ztetz, Dresden.

Jeder Aechthundert Arbeiter!

Zu haben in den Cigaretten-Geschäften.

Brockhaus
Konversations-Lexikon

Neueste revidierte Jubiläums-Ausgabe liefern wir komplett in 17 starken Halblederbänden unter Bedingungen, welche eine kaum fühlbare Anschaffungsweise bedeuten. Illustrierten Luxusprospekt No. 2116 auf Verlangen gratis.

Bial & Freund, Breslau 2

Umsonst wollen sich melden

Schlossbrauerei
Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX, No. 5015 und 5424.

Liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen und Siphons für den Familiengebrauch

- 30 Fl. Schlossbräu (hell) . . M. 3.—
- 30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3.—
- 30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3.—

== Pfund pro Flasche 10 Pfg. ==

Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen), welchen ein massiger Alkoholgehalt gegenübersteht.

Nationalstenographie.

Lehrgang in 3 Briefen z. Selbstunterricht. 81—100. Tausend. Probierbrief umsonst. Verlag für Nationalstenographie Liegnitz.



Minimax ist nicht ein Hand-Feuerlöscher:

Minimax ist

der

Hand-Feuerlöscher,

der Ihnen noch fehlt. Verlangen Sie, ehe es zu spät ist (!!!) Prospekt 25 von Minimax-Gesellschaft, Berlin W. 9. Köln. Stuttgart. Hamburg.

Mädler's Patent-Koffer

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau. Preislisten gratis.

Verkaufslokale: **Leipzig** **Berlin** **Hamburg**
Petersstr. 4. Leipzigerstr. 101/102. Deurswall 84.